Landes-
bibli[illegible]k
[illegible]

9156
D IV g
15

Landes-

Satyrische
Versuche

von

Johann Friedrich Löwen.

On n'a point le Cœur net, quand on craint
la Satyre.

Epitres diverses.

Hamburg und Leipzig,
bey G. C. Grunds Wittwe und A. H. Holle.
1760.

Vorrede.

Ich sollte den gegenwärtigen Satyren entweder gar keine Vorrede voran gesetzet, oder doch wenigstens eine Satyre auf alle andere Vorreden entworfen haben. Denn was habe ich sonst meinen Lesern zu sagen? In der That gar nichts.

Vorrede.

Was ich habe versuchen wollen, sagt ihnen allenfalls das Titelblatt, wenn sie auch der Inhalt betriegen sollte. Gegen den gesitteten Theil meiner Nation brauche ich mich nicht zu rechtfertigen; die andern sind mir gleichgültig, und die Kunstrichter bin ich nicht Willens zu bestechen. Ich wüßte also nicht, wozu ich der Vorrede bedürfte. Soll ich es etwa zum voraus erinnern, daß man meine Originale nirgends, als in der Einbildung, suchen dürfe? Welcher von meinen Lesern wird so gefällig seyn, und mir solches auf mein Wort glauben? Werde ich mich dadurch nicht vielmehr verdächtig machen, als rechtfertigen? Man mag nun von dem moralischen Charakter der Satyre so viel Gutes sagen, als man will; so mischt

sich

sich doch allemal unsere Eigenliebe mit ins Spiel, und schüttet ziemlich viel bittere Galle über den guten Leumuth unsers Nächsten. Die Schriftsteller, die man Satyrenschreiber nennet, sind mit allem ihrem Witz beklagenswürdige Geschöpfe. So lange sie jung und munter sind, spotten sie über die Thorheiten der Welt, und wenn sie alt werden, ärgern sie sich darüber. Der menschenfeindliche Verdruß tritt alsdann gemeiniglich an die Stelle der lachenden Satyre, die doch bloß aus der Quelle der Menschenliebe fließen sollte.

Ohne Zweifel wird dieß offenherzige Geständniß, das selbst ein Satyrenschreiber ablegt, (wenn ich mich anders mit Er-

laubniß der geheiligten Rechte der Kritik so nennen darf) verschiedenen Verehrern der kleinen französischen Abhandlung von Satyrenschreibern und von dem Pasquille besser gefallen, als wenn ich eine Widerlegung dagegen geschrieben hätte. Man kann allerdings nicht zu sehr wider die cynische Bosheit dererjenigen Scribenten eifern, welche die Sitten der Großen entstellen, und deren Geschrey sogar den Thron anfällt. Ich gebe gerne zu, daß Juvenal aus diesem Grunde nicht nachzuahmen ist, weil er sogar den Purpur der Fürsten mit seinem Gifte beschmutzet, und einen Nero, der ohnedem durch seine Thaten verhaßt genug war, noch dazu lächerlich machen wollte. Dieß ist freylich ein be-

daurenswürdiges Handwerk; aber dieß ist auch nicht das Geschäffte der Satyre. Daß der Verfasser dieser kleinen Abhandlung ihr wahres und geläutertes Geschäffte nicht habe verstehen wollen, läßt sich ganz leicht aus seinen eigenen Worten schließen: Es habe einmal eine Zeit gegeben, wo die Satyre in Ansehen gestanden; aber diese Zeit sey itzt nicht mehr, —— Warum nicht? Ich dächte, der Zeitpunkt des Geschmacks an der wahren Satyre sey nicht so gar lange bekannt. Der Verfasser menget Satyre und Pasquill unter einander. Er saget das von den Satyrenschreibern, was man nur von den Pasquillanten sagen kann, und also sind seine folgenden Gedanken vom Pasquill ganz überflüßig.

Aretinus, den er für einen Satyrenschreiber hält, verdienet diese Ehre nicht. Er war ein witziger Kopf, der sich seine Einfälle bezahlen ließ, der mehr auf die Börsen, als auf die Sitten der Großen sein Augenmerk richtete, und die Fehler der Fürsten in Contribution gesetzet hatte. Kurz, er war für die damaligen Schwächen der Prinzen ein gefährlicher und kostbarer Spötter. Aber hätten die Großen es nicht schon damals wissen können, daß die Nachwelt, und nicht die Satyre, ihre Richterinn sey? Der Verfasser der französischen Schrift hat in diesem Stücke ganz billig von der Geschichte geurtheilet. Allein, welcher wahre Satyrenschreiber hat jemals einen Eingriff in die Rechte der Historie

gewaget? Von den neuern Scribenten kein einziger; und bey diesen müssen wir auch allein die wahre Satyre suchen. Es ist gewiß, Horaz, Juvenal, Persius und Boileau bleiben noch immer Muster in der satyrischen Schreibart; aber auch nur bloß in der Schreibart. Ihr persönlicher Haß, den man heut zu Tage mit Recht zum Pasquill rechnen würde, dienet uns zur Warnung, in der Nachahmung behutsam zu verfahren. Von Boileau sind die Ursachen bekannt genug, die ihm seine Galle eingeflößet haben. Das Misantropische seines natürlichen Charakters herrschet in jeder Zeile seiner Satyren, und die Quinaults haben wie die Cotins von

seiner Geißel bluten müssen. Pope, Young und der Verfasser der Epitres diverses sind, nach meinen Gedanken, die einzigen, denen man unter den Neuern folgen könnte, wiewol auch schon Pope in seine satyrischen Züge viele persönliche und bekannte Anzüglichkeiten mit eingeflochten hat. Die angehenden Satyrenschreiber meiner eigenen Nation haben ein unsterbliches Muster an den Herrn Rabener, aber auch ein Muster, das sie mehr blöde machen, als aufmuntern wird. Umsonst wird man diesem gesitteten Schriftsteller dergleichen Beschuldigungen aufbürden können, die in der schon oft angeführten Abhandlung erzählet werden. Will

man aber die elenden Chartequen, womit während des itzigen Krieges das Papier und die Buchläden besudelt werden, und die vermuthlich von dem Verfasser vor andern gemeynet sind, zu der verdammlichen Satyre rechnen; so wird ein jeder ganz gerne seine Stimme dazu geben. Das sind aber keine Satyren; es sind schandlose Pasquille, elende und grobe Auswürfe der niedrigsten Sorte von Menschen, die weit unter dem Lächerlichen stehen, die unsern Abscheu, keine Aufmerksamkeit, höchstens unser Mitleid verdienen. Sollten auch in einigen dieser Geburten Spuren von Munterkeit und Witz, ja, sogar Feinheit angetroffen werden; so sind sie doch

allemal abscheulich, weil sie den Thron der Gesalbten antasten, und sie verrathen einen ziemlichen Grad der Unvernunft, weil sie sich in Welthändel mischen, die nicht mit Witz, sondern mit dem Degen auszumachen sind.

Der wahren Satyre können dergleichen Beschuldigungen nicht gemacht werden, und daher brauchet sie auch nicht einen Augenblick Vertheidigung. Religion und Menschenliebe sind ihre Stützen; und so lange sie auf diesem Grunde gebauet ist, wird sie alles zur Verbesserung der Sitten beytragen. So viel ist gewiß: Der Witz, der in der Satyre herrschet, gleichet dem

Gifte,

Gifte, das in der Arzeney gebrauchet wird. Man muß sehr behutsam damit umgehen, wenn es die Krankheit heilen, und nicht noch mehr entzünden soll. Ob ich diese Geschicklichkeit besitze, werden die Kenner genugsam entscheiden. Man hat mir schmeicheln wollen, daß die satyrischen Züge in meinen vorigen Prophezeihungen, die hier vermehrt und verbessert erscheinen, und auch in meinen Götter= und Helden=Gesprächen Spuren von einigem Genie verrathen. Vielleicht habe ich mich dadurch verführen lassen, noch einige Züge mehr zu wagen. Das Bestreben, gefallen zu wollen, ist nicht zu tadeln; aber wehe dem Schriftsteller, der bloß durch den

Beyfall von einigen Stimmen, und bloß auf Kosten seines Witzes sich verleiten läßt, ein Publicum zu vergnügen, das über lang oder kurz mehr als eine Ursache findet, statt des allgemeinen Beyfalls ihm sein Misvergnügen zu erkennen zu geben!

Schwerin, im Herbstmonate 1759.

Inhalt.

I. Die Vortrefflichkeit der Gedichte, die leicht zu lesen sind - S. 1

II. Geschichte eines Tugendhaften - 16

III. Prophezeihungen - - 25

IV. Nachrichten von Fabeln - 127

V. Schutzschrift für den Geiz wider die Poeten - - - 142

VI. Charaktere, nach einigen sehr bekannten Grundsätzen entworfen - 152

VII. Gal=

VII. Galgen und Rad, als die besten Mittel, die bürgerlichen Tugenden aufrecht zu erhalten. Zum Gedächtniß der Stiftung Kaysers Carl des Fünften peinlichen Hals-Gerichtsordnung in dem juristischen Hörsaale einer Akademie in Deutschland bewiesen, und aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzet = = S. 173

Die

Die
Vortrefflichkeit der Gedichte, die leicht zu lesen sind.

Ich hoffe gewiß, daß ich durch den Beweis dieses Satzes vielen Parthеygängern des Parnasses einen Dienst erzeigen, und die Unsterblichkeit ihrer Werke wider den gottlosen Anfall der Kritik schützen werde, die in unsern Tagen so verwegen geworden ist, über den Nachruhm der Schriftsteller despotisch zu gebieten. Das Schwere ist nicht jedermanns Werk, am wenigsten in den Werken des Witzes. Leicht heißt, was nicht viele Mühe macht. Was nicht viele Mühe macht, ist angenehm. Was angenehm ist, ist auch vortrefflich. Ich fordere alle philosophische Facultäten auf, so kurz und bündig, der leichten Gedichte zum

Besten, Schlüsse zu machen. Es ist schon eine geraume Zeit, daß man den Beweis wagen wollte: Diejenigen Gedichte, die schwer zu lesen sind, wären allein vortrefflich. Allein, man hat es in einer Schrift * gethan, die unserm damaligen Geschmack, und den leichten Gedichten überhaupt, so nachtheilig gewesen ist, daß man nach der Zeit gar so unverschämt hat schließen können: Der stärkste Band Gedichte, die alle leicht zu lesen sind, ungeachtet sie von Breitkopfen gedruckt, und in mehr als einer deutschen Gesellschaft als Muster gepriesen worden, wären weiter nichts, als ein kräftiges Hülfsmittel für die Schlaflosigkeit. Man siehet deutlich, daß es denenjenigen an einer gesunden Philosophie fehlet, welche die Vortrefflichkeit des Leichten in Zweifel ziehen. Ich für mein Theil habe in diesem Stücke gewaltig viel Philosophie. Es ist mir weit lieber, von einem reichen Vater gebohren zu seyn, als erst nach Ostindien zu reisen, und für meinen Reichthum mir den Kopf verrücken zu lassen. Man trägt sich zwar mit dem lächerlichen Gedanken, daß dasjenige allezeit schätzbarer, wichtiger und vortrefflicher sey, was man durch viele Mühe erworben hat. Allein, diese ängstliche Mühe gehöret nur für die plumpen, sklavischen Seelen, die, wie die Lastthiere, zu keinen leichten Verrichtungen erschaffen, sondern von der Natur zu ewig mühseligen Geschäfften bestimmet sind, und von allen Vortheilen, die sie dadurch erhalten,

* Man sehe das Gedicht in den bremischen Beyträgen von der Vortrefflichkeit der Dichter, die schwer zu verstehen sind.

halten, nichts weiter genießen, als was der Esel in der Fabel von den Schätzen genießet, die er trägt, nämlich die Last. In wie vielen nützlichen Anmerkungen könnte ich hier ausschweifen, wenn ich nicht Willens wäre, bloß aus Liebe gegen eine Menge unserer heutigen Dichter, denen man das Hinaufstänkeln zum Parnaß so grausam verwehren will, das Leichte ihrer Verse zu vertheidigen. Ich will ernsthafter seyn, und Beweise beybringen. Das Leichte ist sowol auf Seiten des Dichters, als des Lesers, vortrefflich. Der Dichter schreibt zu keinem andern Endzweck, als zu nutzen und zu belustigen. Et prodesse volunt, et delectare Poëtae. Ich will des Nutzens, als der einträglichsten Seite, zuerst gedenken. Ein jeder Poet schreibet für das Publicum. Warum sollte er sonst seine Verse drucken lassen? Allein, nirgends ist wol eine Auslegung richtiger, und dem Sinn der Worte, ob sie gleich dunkel zu seyn scheinen, gemäßer, als diejenige, die man von dem Publico des Dichters, und meist aller Schriftsteller überhaupt, machen kann. Dieses einsichtsvolle, gelehrte und große Publicum ist gemeiniglich der kleine Verleger eines unendlich kleinen schönen Geistes. Je weitläuftiger, allgemeiner und zuversichtlicher der Dichter von dem Publico spricht, je sicherer läßt er auf die Beschaffenheit seines Verlegers, und folglich auch seines Hungers, schließen. Ein Dichter, welcher eine zufriedene Miene gegen das Publicum mitbringt, will nichts mehr als die Zuversicht zu verstehen geben, daß sein Hunger bald und gewiß werde gestillet werden. Man wird diese Anmerkung als

den sichersten Probierstein von den äußerlichen Umständen der Autoren ansehen können, die sie gemeiniglich in ihren Vorreden auf eine verdeckte und schamhafte Weise zu verstehen geben. Wenn der Dichter seine Vorrede mit den prächtigen Worten anfängt: Ich bin gewiß, daß ich nicht ohne Hochachtung für das Publicum gearbeitet, und überlasse alles dem Urtheile der Kenner: für die andern habe ich nicht geschrieben; so klingen diese Worte in ihrer Auslegung ungefähr so: Ich bin gewiß, daß ich nicht ohne Hochachtung für die Börse meines Verlegers ihm einige in Eile zusammengeschriebene Bogen zum Druck übergeben habe. Ich überlasse es nunmehro diesem wackern Manne, gleich nach dem Abdruck, und so bald die Messe vorbey ist, meinem Magen einige Bissen vorzuwerfen; aber für die andern Buchhändler, die meine Verse gar von sich weisen, oder sie höchstens ohne Rücksicht auf meinen Hunger wollen drucken lassen, für diese habe ich gar nicht geschrieben. Sehen wir einen Schriftsteller in einer gebückten Stellung vor den Augen des Publici herankriechen, und hören ihn folgendermaßen stammlen: Geneigter Leser, nicht ohne Furchtsamkeit wage ich es, dir meine Versuche zu übergeben, und dich um die Nachsicht meiner Fehler zu ersuchen; so ist dieß der Verstand: Barmherziger Verleger, nicht ohne Furchtsamkeit wage ich es, dir meinen Magen zu präsentiren, und dich zu ersuchen, mehr auf meinen Hunger, als auf diese wenigen Bogen, dein mildthätiges Auge zu richten.

Wie nützlich kann auf diese Art die Erfindung der Pressen nicht vielen Schriftstellern werden, die sich zu einer leichten, oder, welches einerley ist, zu einer geschwinden Schreibart gewöhnt haben? Diese Erfindung errettet eine Menge Geschöpfe von dem Betelstabe, wozu sie sonst greifen müßten, wenn sie nicht Mousquetiers oder Sänftenträger werden wollen. Aber, dem Himmel sey gedankt, itzt werden sie Autores. Sie hungern zwar mehr, als mancher Stallknecht. Allein, sie hungern doch als Söhne der Götter. Doch, was sage ich? Haben sie nicht eben sowol Hände, ihren Hunger noch leichter und öfterer zu stillen, als ein Tagelöhner? Dieser muß beyde Hände, und oft seinen ganzen Körper, anstrengen, sein Brodt zu erwerben. Unser Dichter aber braucht von seinem ganzen Körper nichts weiter, als drey Finger aus seiner rechten Hand; und mit diesen drey Fingern wird der fließende Poet mehr verdienen, als der schwere Dichter mit seiner ganzen Seele. Der Beweis ist dieser: Die leichtesten Verse kosten die wenigste Mühe. Der Poet hat nicht nöthig, seine Gedanken, oder besser, seine Zeilen zu schleifen, sie körnichter und gedrungener zu machen. Er wird folglich in einem Tage mehr schreiben, als ein anderer in einem Jahre, folglich mehr Nutzen, und folglich auch mehr Sättigung des Magens haben. Die Ausrechnung ist richtig. Man bezahlt in Leipzig für einen übersetzten Bogen gemeiniglich anderthalb Thaler, auch wol gar einen Gulden. Ein Bogen Verse sollte zwar billig mehr gelten, wenn nicht die Sprache der

Götter schon längstens die Sprache der Bettler geworden wäre. Wir wollen aber nur rechnen, daß der Poet für den Bogen seiner Verse höchstens zwölf Groschen erhalte. Jeden Tag einen Bogen schreibt er wenigstens. Nach allen christlichen Calendern sind 365 Tage im Jahre. Wir wollen annehmen, daß er unter diesen 365 Tagen zehnmal das Kopfweh bekommt: denn wozu können die verdammten Verse nicht bringen! Sechszig Tage wollen wir aussetzen, da er verhindert wird, zu arbeiten, weil er sich in der Zeit selbst liest, oder vermuthlich sich seinen Freunden vorlesen wird. Weiter wüßte ich für einen handvesten Poeten keine Abhaltung; es müßten denn noch vier Tage im Jahre vorfallen, da er vielleicht zur Beichte gienge. Es blieben also noch 291 Tage, die er den Musen widmet. Wenn er diese 291 Tage, oder, welches einerley ist, diese 291 Bogen Verse dem geehrten Publico, das heißt, dem mildthätigen Herrn Verleger, übergiebt; so trägt sein Verdienst mehr aus, als das ganze Honorarium vieler guten Schriftsteller zusammengenommen. Wenn der Dichter auch fünf Thaler für den Bogen erhält, und so billig hat wol leicht kein Verleger bezahlt; so wird er es mit allem seinem Fleiß doch nicht so weit bringen, weil er gewiß nicht jährlich alphabetweise, wie der andere Poet, die Welt beschenken wird.

Allein, der Nutzen der leichten Gedichte auf Seiten des Dichters erstrecket sich noch weiter. Alle Autores schreiben, nebst der Sättigung des Magens, auch um Ruhm oder Beyfall. Die Erfahrung läßt uns

uns über die Größe desselben nicht lange zweifelhaft bleiben. Man hat schon die dritte, wo nicht gar die fünfte Auflage von manchen leichten und wässerichten Gedichten, wo der Poet vorne in einer wichtigen Knotenperuke sein eigener Apoll ist, statt daß man von **Hagedorns** Werken erst zwo, von **Withofs** und **Duschs** Lehrgedichten nur noch erst eine Auflage hat. Der **Deutschfranzos** und **Picander** werden noch in allen Winkeln von Deutschland gelesen und bewundert werden; aber **Wieland** und **Gemmingen** werden um diesen Beyfall vergebens buhlen. Man werfe mir nicht ein, daß es oft besser sey, wenigen, als einer Menge, zu gefallen. Hierzu sagt ein jeder Herr Verleger nein, und diese Männer werden es doch wol verstehen, da sie den Maaßstab des Ruhms genauer kennen, als jemand.

Der Nutzen der leichten Gedichte erstrecket sich auch auf den Leser. Die meisten lesen, wie die meisten, nach **Popens** Ausspruch, kritisiren, weil sie sonst nichts zu thun haben, oder weil sie noch nicht schlafen können. Sie mögen den Kopf nicht anstrengen. Für die Gesundheit dieser Orgons in der Litteratur sind die leichten und wässerichten Dichter brave Männer.

Ergast ist kein Feind der Schriftsteller. Er lieset, so oft er Muße hat, das heißt, so oft er heute keinem gnädigen Fräulein die Hände küssen, oder in einem Cirkel von Freunden sich im Burgunder um sein Bischen Antheil der Vernunft bringen kann. Was ist heute für Wetter? Sehr schlecht, Ihro Gnaden! — Hat die Fräulein Rosamunda kein

Billet geschickt? Nein. — Auch nicht die dicke Gräfinn? Nichts. — Hat mich der Commerzien-Rath nicht auf heute zu sich bitten lassen? — Eben schickt er her, sich, nebst dem Herrn von F*** und dem Herrn von J***, Ihro Gnaden zu empfehlen. Sie hätten insgesammt wichtiger Geschäffte halber auf acht Tage nach Hofe reisen müssen. — Der verdammte Hof! Was soll ich nun in diesen melancholischen Zimmern allein anfangen, Jonquille? Gehen Sie aufs Land, gnädiger Herr! Bist du toll? In der Jahrszeit? Und was soll ich auf dem Lande machen? Mich lebendig begraben, oder in der Gesellschaft der Eulen zum Einsiedler und Menschenfeind werden? — Ja, so weiß ich keinen andern Rath, als daß Sie Ihre Mahnbriefe registriren, und Ihre Schulden bezahlen. — Was für ein magerer Einfall für einen Lakay, der drey Jahre in Paris gewesen! Lesen will ich, Bengel! Geschwinde hole mir ein Buch. — Hier haben Sie **Hagedorns** Gedichte, die der Hofmeister des Grafen gestern an Ihro Gnaden zum Durchlesen gebracht hat. — Gieb her. Ich will das erste das beste seyn lassen.

Horaz.

> Horaz, mein Freund, mein Lehrer und Begleiter,
> Wir gehn aufs Land.

Ja, das dachte ich wol. Der verdammte Kerl! In meinem Leben hat mir das Gewäsche nicht gefallen wollen, das man von dieser Landfigur gemacht hat. Horaz muß gewiß der Sohn eines Pächters gewesen seyn. Der Adel in Rom bestand ohne

Zweifel

Zweifel aus lauter Landjunkern, und Mäcen war gewiß Kammerrath bey dem Kayser August. Ich wüßte sonst nicht, wie man diesen Versemacher, der sich besser zu einem Verwalter, als zu einem Galant Homme, schickte, am Hofe hätte dulden können. Heut zu Tage würde man den Poeten ohne alle Barmherzigkeit mit Hunden die Schloßtreppe hinunter hetzen lassen, der sich zwischen dem Fürsten und dem ersten geheimen Rath an die Tafel setzen wollte. — Hole mir was Vernünftiges, was Lustiges her! — Hier haben Sie Faßmanns Todtengespräche, und Ihren Leibpoeten, den Hofmannswaldau. Was thut Ergast? Er liest nicht; er verschlingt. Der Perukenmacher kommt! Der verdammte Kerl muß ihn in seinen angenehmen Beschäfftigungen stöhren. Laß ihn morgen wiederkommen. — Wer pocht? Zween Schuldleute, die Ergast heute befriedigen wollte. Ergast hat itzt keine Zeit; er studirt, und er hat von seinem Studiren mehr Nutzen, als der tiefsinnigste Gelehrte, der die Geheimnisse des Euclides ergrübelt. Er braucht nicht, wie dieser, seine Seelenkräfte anzustrengen. Aber auch die Werke eines jeden andern Poeten würden für unsern Ergast ohne Nutzen seyn. Er liest, ohne seiner Seele die beschwerliche Mühe zu machen, zu denken. Er liest, sich die Zeit zu vertreiben, und er gewinnt dabey den Vortheil, den so leicht keiner aus seinem Lesen ziehen wird, er liest alle seine Creditores zum Hause hinaus. Würde nicht Ergast, und viele, die ihm gleichen, vor langer Weile umkommen, oder in die Verlegenheit

gesetzet werden, denken zu lernen, wenn es keine Gedichte gäbe, die für den Geschmack und für die Seelenkräfte dieser Ergaste zuträglich wären?

Es ist noch ein anderer Nutzen, den die übrigen Kenner des Geschmacks entbehren müssen, und es ist dieser: Sie bekommen viel und vielerley zu lesen. Von leichten Dichtern, von anakreontischen Puppen wimmelt der Olymp immer mehr, als von philosophischen Poeten, die nur kaum für einen Winkel der Erde schreiben, und in diesem Winkel dennoch verschiedenen Urtheilen wider sich ausgesetzet sind. Dank sey diesen Leuten, daß sie ein Mittel ausgefunden, die trüben Winterabende der Leute von Geschmack zu erheitern. Cälia will itzt nicht mehr Caffee trinken und lästern. Sie muß also lesen. Ach! wenn nur die Messe erst da wäre! Sie kommt endlich, diese für sie gewünschte Sündfluth, und die schäumenden Wellen wälzen sich von dem Leipziger Weltmeer bis auf ihre Toiletten und auf ihren Nachttisch, wo allerley Romanen, Oden und Lieder, scherzhafte Poesien und Sinngedichte ausgeworfen werden. Welch ein Chaos von verliebten Wünschen, seufzenden Schwüren, herzbrechenden Briefen, tändelnden Liederchen, handvestem Witze, und spielenden Zweydeutigkeiten! Nun hat Cälia auf ein halbes Jahr Weisheit eingekauft. Von der Ode seufzet sie zur Romane. Hier wird sie unwillig, daß sich Rosalie von ihrem Ritter nicht hat entführen lassen, und fliegt zu einer Sammlung von Briefen, die ein Dichter, ohne Crebillons Geist, in dem Geschmack des Crebillon geschrieben. Sie schläft über ihre Briefe ein, träumt von bezau-

bernden

bernden Schlössern, von verwünschten Fräulein, und hat den Nutzen, daß sie in der Gesellschaft von Stutzern und Hofdamen mehr mit der Belesenheit einer Arabella, als einer Richardinn, gefallen, und sie viel anständiger mit einem witzigen Einfall aus dem Angola, als mit einem frommen Seufzer aus dem Cubach, unterhalten kann.

Ich habe oben gesagt, der Zweck aller Gedichte bestehe auch darinn, daß sie belustigen sollen, und hier soll der Beweis folgen, daß diejenigen Verse, die leicht geschrieben und leicht zu lesen sind, dieß Merkmaal sowol auf Seiten des Dichters, als auch des Lesers, haben. Die Poesie heißt ein Spiel, ein Zeitvertreib. Ein Reim, den man heute noch nicht haschen kann, und dessen Ausfüllung man bis morgen aufschieben muß, vergnügt den Dichter so außerordentlich, daß er ganze Nächte mit Vergnügen schlaflos zubringt. Er gleicht dem Jäger, und spürt den Reimen eben so geduldig nach, als dieser der Fährte des Wildprets. Stentor, der bis um die Mitternacht in einem kalten Zimmer mit durchlöcherten Fensterscheiben, in einem zerlumpten Schlafrocke, halb im Mondenschein, und halb bey einer düstern Oel-Lampe, und einem Glase Wasser, Felder und Wälder, Jugend und Tugend, Sonne und Wonne mit einander vermählt, sitzt seit zwo Stunden, einen Reim auf eine fremde Endsylbe zu finden. Der Mond geht unter, und seine Lampe verlöscht. Der arme Stentor! Was soll er thun? Er kriecht auf sein hartes poetisches Lager. Allein, wer glaubt wol, daß er schläft? Er läuft noch immer

hinter seinem Reim her. Sein Vergnügen wird matt,

Wenn gleich der nächste Tag, so bald er ganz erwacht,
Des Fundes Werth mit Recht verdächtig macht.

Die Erfahrung lehret, daß ein jeder über seine wohlgerathene Arbeit ein innerliches beruhigendes Vergnügen empfindet. Allein, kein Vergnügen, das die Erde verspricht, kommt demjenigen bey, das Apollo und die Musen gewähren. Ich müßte in meinem Leben nicht zweene Verse gemacht haben, wenn ich das nicht wüßte. Je mehr also ein Dichter schreibt, und die leichten Dichter schreiben gewaltig, desto mehr Vergnügen! Er giebt es sich gedoppelt, wenn er seine Geburten seinen Freunden vorliest. Denn das wird kein Dichter, geschweige ein Musensohn von diesem Schlage, unterlassen. Nun hat der liederreiche Stentor seinen Ballen Verse sauber abgeschrieben. Er hütet sich aber wohl, dieselben jemand anders, als seinen Freunden, vorzulesen. Warum sollte sich der Mensch den größten Grad des Vergnügens selbst rauben? Das wird Stentor nicht thun. Er hatte mich neulich mit ein paar besoffenen anakreontischen Oden gequälet; und als er mit lächelnder Miene Beyfall und Zufriedenheit von mir erwartete, so antwortete ich ihm ganz kurz: Ihre Zeilen, mein Herr, sind nicht nüchtern genug. Sie machen Anakreon nicht zum Weisen, sondern zum Trunkenbold. — Ist denn nicht Wein und Liebe der Charakter dieser Lieder? fragte er mit einer dichterischen Amtsmiene. — Ja. Aber Sie müssen nichts, als die angenehmen, die ruhigen, freudenvollen und entzückten Empfindungen,

gen, darunter verstehen, die sich auch der Seele des Philosophen so gewaltig bemeistern, daß er, in Lauben voll Rosen, an der Seite der Liebe, mit dem Römer in der Hand, den Göttern für sein Daseyn dankt, sein Leben genießt, und den flüchtigen Stunden mit fröhlicher Seele ins Meer der Ewigkeit nachsingt. Dieß ist der wohlgezogene Charakter dieser unschuldigen Lieder. Stentor ließ seine Muse schweigen. Ohne mir zu antworten, verließ er mich mit hönischer Miene, und hielt mich seiner Freundschaft und seines Beyfalls unwürdig. Nun hat er sich eine Bude voll Witzlinge gepachtet: denn er ist kein armer Dichter. Diese zollen ihm wechselsweise mit einem: Das ist schön! Das ist göttlich! und mit einem feisten Händeklatschen ihren triumphirenden Beyfall. In der Versammlung dieser Bewunderer sitzet dieser kleine Versegott, und sammlet allen Weihrauch ein, den Bave und Mäve an ihn verschwenden. Aber, wie wird er sich wundern, wenn die grausamen Journale in der nächsten Messe alle einmüthig den lieblichen Geruch dieses Weihrauchs stinkend machen. Doch, sie wird es nicht vermögend seyn, die gute Kritik! Dem liederreichen Dichter, der in seinem eigenen Beyfall, und in dem Lobe seiner ihm ähnlichen Freunde, sein ganzes poetisches Vergnügen findet, wird kein Aristarch, keine Zeitung und kein Geschmack es jemals rauben können. Dreymal glückliche Poeten! der Neid, welcher über eure Freude hohnlächelt, hat euch aus Verdruß zum Ungeziefer

ziefer verdammt! Laßt ihn verdammen, den hämischen Feind eurer Glückseligkeit, der in boshaften Satyren eurer aus Misgunst spöttelt. Ihr singt dennoch für die Welt; und den soll die Rache aller neun Musen verfolgen, welcher nicht diese Welt, der ihr zu Gefallen singt, in euch und in eure Freunde eintheilen wollte. Rüste dich, Stentor, und schreib! Bave und Mäve reiben schon die Augen, und lesen. Die witzige Cleanthe lernt von dir versemäßig buhlen, und die weingelehrte Rosalie lallt deine Trinklieder bey jedem Schmause dir nach. Ein Tisch voll Freunde drängt dich mit Gläsern, läßt deine Einfälle leben, und badet dich mit Wein, aus welchem Ströme des Vergnügens fließen. Dreymal glückliches Schicksal für euch, ihr leichten Gedichte! Dreymal glückliches Schicksal für dich, du liederreicher Stentor!

Mit Recht kann man alsdann behaupten, daß das Vergnügen dieser Versemänner sich auch auf die Welt erstrecke. Die Welt ist eine Schaubühne, auf welcher der Arlequin seine lustige Rolle mit mehr Beyfall spielt, als der ehrwürdige Weise. Es giebt in jedem Stande und in jeder Beschäfftigung des menschlichen Lebens Arlequine. Ein lustiger Possenreißer in Versen gewinnt, wie der Possenreißer auf dem Theater, eine Menge Leser und Zuschauer. Man giebt diesen den verächtlichen Namen: Pöbel. Allein, wer alle diejenigen zum Pöbel zählen wollte, die über den Skaramuz lachen, daß ihnen der Bauch schüttert, und die bey einer Stelle im Hofmannswaldau ebenfalls

vor

vor Vergnügen außer sich sind, der würde selbst viele Prinzen, Ordensbänder, gnädige und gnadenleere, oder bürgerliche Damen gewaltig herunter setzen. Ich kenne eine sehr gnädige Frau, die über die lustigen Schwenke ihres spaßhaften Picanders eben so heftig lacht, als Leute von Geschmack über gewisse Züge im Rabener lächeln würden. Wie viel Vergnügen würde man dieser Dame, und dem größten Theile dererjenigen rauben, welche, der Mode nach, sich mit Lesen abgeben, wenn man ihnen dergleichen Poesien nehmen wollte! Laßt uns also die leichten Poeten aufmuntern, daß sie den einen Theil der Menschen nach Möglichkeit belustigen, und zugleich dem andern Theil die Gelegenheit geben, sich wiederum an sie belustigen zu können.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Geschichte eines Tugendhaften.

Ich habe die französische Schrift de l'Esprit aus keinem andern Grunde mit Aufmerksamkeit durchgelesen, als bloß wegen des entsetzlichen Geschreyes, das alle Journalisten dawider erreget haben. Es würde mehr thöricht, als verwegen, seyn, den Herrn Helvetius zu vertheidigen, der in der That erst durch seine Mühe, Sätze zu beweisen, und hernach durch seine Bereitwilligkeit, sie öffentlich eilfertig zu wiederrufen, einen hohen Grad des Poßierlichen verrathen hat. Ich glaube inzwischen, daß die Dictatores über Leben und Tod der Schriftsteller von zween Sätzen dieses Buchs etwas glimpflicher hätten urtheilen können. In einer gewissen deutschen Recension hat man gewaltig Lärm geblasen (denn Lärm zu machen, darinn sind wir deutschen Critici stark) über diese Meynung des Verfassers: Urtheilen heiße so viel, als empfinden. Man ist so weit gegangen, daß man dieselbe sogar für einen der Religion nachtheiligen Satz ausgegeben. Ich muß wol gestehen, daß ich nicht so viel Einsicht besitze, diese Gedanken mit einander zu reimen. Nach meinen Begriffen, die ich von der Urtheilskraft habe, kann ich von einer Sache nicht eher raisonniren, als bis ich das Wesentliche

sentliche derselben recht empfunden. Doch, hierüber mögen sich die Philosophen zanken. Wie aber kann dieser Satz der Religion nachtheilig seyn? Wollte der Himmel, unsere Religion wäre nur ganz Empfindung! Sie wäre alsdann das, was die Moral des größten Gesetzgebers unter dem allgemeinen Gebot der Liebe verfaßt hat. Doch, genug hiervon!

Der zweyte Satz, den man verdammt hat, ist dieser: Die Tugenden der Menschen sind bloß auf das Interesse gebauet. Können mir die Journalisten einen andern Grund angeben? Worauf sie gebauet seyn sollten — Ja. Aber worauf sie wirklich gebauet sind — Nein. Der muß die Menschen wenig kennen, sie mehr aus Büchern, als aus Umgang, kennen, welcher der Erfahrung so gewaltig widersprechen will. Von dem Größten bis zum Niedrigsten denken und handeln die Menschen nach einerley Grundsätzen. Diese Grundsätze sind das Interesse, und die wenigen Elenden, die nicht hiernach, sondern nach dem ohnmächtigen innerlichen Gefühl des Gewissens und der eigentlichen Schönheit der Tugend handeln wollen, werden in einer Welt, wie die unserige ist, mit aller ihrer stoischen Tugend entweder verhungern, oder doch gewiß mit dem Brutus ausrufen müssen: O Tugend, was bist du sonst, als ein leerer Name!

Vor einigen funfzig Jahren lebte ein solcher Elender, Namens Lycander. Seine jugendlichen Jahre verflossen, wie die Jahre der meisten Menschen, in sorgenfreyer Ruhe und unschuldiger Freude. Sein Vater, welcher zugleich sein Freund und Lehrer gewesen, war der grausame Stifter seines künftigen Unglücks; und es sey allen Vätern zur Warnung gesagt, daß sie nicht, wie der Vater dieses Elenden, durch einen Unterricht, der selten den Weg zum Glück, öfterer aber den geraden Weg ins Hospital bahnet, das Verderben ihrer Kinder befördern. Lycander pflanzte in das Herz seines Sohnes bey frühen Jahren die fürchterliche Grille von Gewissen, und diese Frucht schlug nachgehends so tiefe Wurzel, daß Lycander sie niemals wieder ausrotten konnte, sondern vielmehr dadurch allen Saamen, den die Welt und die Mode in sein Herz streuen wollten, gänzlich erstickte. So viel man mit dem lächerlichen Vorsatz, durch seine Wissenschaften Gott und dem Nächsten zu dienen, lernen kann, hatte Lycander gelernt. Sein Vater starb, und hinterließ ihm alles, was ein ehrliches Gewissen hinterlassen kann: Eine Million — Zufriedenheit. Zur Vermehrung seines Unglücks rief man ihn an den Hof. — „Es „wird ganz gewiß wieder ein deutscher Hof seyn, den „uns der Satyrenschreiber hier verdächtig macht.

„Kann

„Kann man denn seine Galle nicht anders, als über „die Höfe seiner Nation, ausschütten?„ — Ja, es war ein deutscher Hof, wenn man doch ja der Satyre dieß Geständniß abnöthigen will. Es war sogar ein Hof, wo man schon angefangen hatte, die Narren in Arlequinskleidern mit Narren in Ritter-Bändern zu vertauschen. Man vertrauete Lycandern eine öffentliche Casse an, und nächstdem erforderten seine Geschäffte, gewisse Angelegenheiten dem Fürsten oft mündlich vorzustellen. List und Schmeicheley sind zwo Tugenden, welche das Interesse der Menschen erfunden, und die gemeiniglich an den Höfen am ehrwürdigsten werden. Lycander, der neue Hofmann, sahe auf einmal, wie unrichtige Begriffe von der Tugend sein Vater ihm beygebracht hatte, und er würde dem ehrlichen Manne noch im Grabe gefluchet haben, wenn ihm nicht an dieser schönen Pflicht, die so viele Kinder gegen ihre Aeltern ausüben, sein altfränkisches Gewissen wäre hinderlich gewesen. Der einfältige Lycander erfuhr nunmehro fast zu spät, daß er zu weit von dem Wege entfernet sey, welchen die Mode oder die Welt Tugend nennen. Zwar eräugeten sich einige Gelegenheiten, wodurch er diesen Weg leicht hätte finden, und aus ihm ein recht vollkommen tugendhafter Hofmann werden können. Der Kammerdiener des Fürsten

besaß die Geschicklichkeit, die Herzen der neuen Höflinge zu bilden, und es lebten zu der Zeit viele, die in seiner Schule tugendhaft, und folglich auch angesehen und reich geworden waren. Lycander gieng mit der Berechnung der Gelder seines Fürsten zu ehrlich um, als daß jemals die Vollkommenheit der List in seiner Seele Platz finden können. Er sahe zwar oft die Kunstgriffe seiner Collegen; aber weil sein lächerliches Gewissen alle diese Kunstgriffe für gottlose Ränke hielt, so blieb er immer ungelehrig und unerfahren in der Politik des Betrugs. Der Fürst und die Minister hielten ihn wechselsweise für blöde, für eigensinnig und für dumm, bloß weil er die Gabe der Schmeicheley nicht besaß, welche allein vermögend ist, die wahre Beredtsamkeit einzuflößen, und von welcher die Bewohner der Antichambre fast so stark, als von dem Witze ihres Schneiders, begeistert werden. Mit der Schmeicheley ist die Vollkommenheit der Verläumdung unzertrennlich verbunden. Diese herrschte damals gewaltig an dem Hofe, dem Lycander diente. Ich sage damals: denn wir sind ganz ausgeartete Enkel. Wir nennen itzt Schmeicheley und Verläumdung die Pest der Höfe, und unsere heutigen Fürsten und Minister hüten sich wohl, daß diese Pest — Doch, ich will ja bloß erzählen. Lycander fand, wie gewöhnlich,

viele

viele Neider. Diese in der Tugend der Schmeicheley schon geübten Männer wendeten alles an, Lycandern zu verläumden, und unser Elende war so einfältig, daß er sich immer auf sein gutes Gewissen berief, und von demselben seine Vertheidigung hoffte. Einer seiner Collegen (Lycander hat es noch auf seinem Todbette gestanden) borgte von ihm aus der Chatouille seines Fürsten eine ansehnliche Summe, um, wie er vorgab, nothwendige Ausgaben auf Befehl des Fürsten schleunig damit zu bestreiten. Lycander war zu ehrlich, als daß er in die Richtigkeit dieser Sache ein Bedenken setzen, noch auch eine Handschrift fordern sollen, und man bot ihm auch keine dergleichen an. Es verstrichen Monate; es verstrichen Jahre. Lycander erinnert endlich seinen Freund. Allein, die List desselben hatte schon für alles gesorget. Man zeigte dem Lycander Ort und Stelle an, wo man ihm die ganze Summe wieder abgetragen, die er doch nicht erhalten hatte. Was sollte Lycander thun? Er mußte die Summe bezahlen, und fand mit allen seinen Vorstellungen keinen Glauben, weil man schon Mittel wußte, ihn als einen ungerechten Haushalter vorzustellen. Lycander hatte nichts, womit er den Verlust wieder erstatten konnte. Man entsetzte ihn folglich seines Dienstes, welchen man einem andern gab, der die

Tugenden des Hofes besser verstand. Nun war der arme Lycander ohne Amt, ohne Vermögen, und von aller Welt verlassen. Das Wenige, was er noch an Mobilien und baarem Gelde besaß, fiel dem Fürsten zu, dessen Chatouille er, wie es hieß, bestohlen hatte; und es war noch ein Glück für ihn, daß die Milde des Fürsten ihm seine Freyheit ließ. Aber wozu nützte dem Lycander die Freyheit bey seiner äußersten Blöße? Bloß dazu, daß er in der Stille dem Schicksale nachdachte, und seinem elenden Gewissen die ohnmächtige Tugend vorwarf, die ihn zum Bettler gemacht. Was seinen Gram vermehrte, war das Glück, worinn er denjenigen sich brüsten sahe, der ihn betrogen und gestürzet hatte. Nunmehro war es zu spät, einer Tugend zu huldigen, welche auf gewissere Grundsätze gebauet ist, als die damals aus der Mode gekommene Tugend des Lycanders. Er lebte nach der Zeit von den sparsamen Wohlthaten eines alten Anverwandten, und alle Hoffnung, daß er jemals einen andern Weg einschlagen möchte, wurde dadurch zernichtet, weil er in seiner Einsamkeit lauter verführerische Bücher von der Zufriedenheit las, die sein Gewissen noch mehr verhärteten, und ihn zu den Geschäfften der Welt vollends ganz untüchtig machten. Er starb in der äußersten Dürftigkeit. Ein einziger Strohpfühl

war

war sein Sterbebette. Neben ihm lag, zu seiner Schande, eine Schrift, die er oft gelesen, und die es beweisen wollte, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Am Ende dieses Buches hatte Lycander folgende Worte geschrieben:

„Ich gestehe aufrichtig, itzt, da es keine Zeit „mehr ist, zu heucheln, daß ich durch das Gift, „welches in diesem Buche herrschet, angestecket, und „in den elendesten Zustand gerathen bin. Ich Ohn„mächtiger nahm mir vor, noch einmal vor meinem „Ende die Gründe des Verfassers zu prüfen, habe „aber gefunden, daß sie mit allen Tugenden, die „man in der Welt antrifft, niemals Stich gehalten. „Ich habe die Tugend auf eine gewisse Rechtschaffen„heit, und auf ein innerliches Gefühl von Recht „und Unrecht gebauet. Allein, ich hätte sie auf den „Vortheil bauen sollen, und die Belohnung würde „nicht ausgeblieben seyn. Zwar, die innerliche Ruhe, „die ich fühle, prophezeihet —— Weiter hatte vielleicht Lycander aus Mattigkeit nicht schreiben können. Seine Miene war bey seinem Abschiede gelassen und heiter. Vielleicht wird die Miene desjenigen, welcher ihn betrog, im Sterben nicht so heiter seyn. Allein die Tugend, welche die große Welt itzt zur Mode gemacht, hat auch ihren Endzweck bloß auf das Gewisse, auf dieses Leben gegründet.

Ich wünsche, daß sich alle Menschen, vornehmlich diejenigen, welche an den Höfen leben, diese Geschichte zu Nutze machen. Aber eben, da ich dieses wünsche, zittere ich vor mir selbst, ich, der ich, leider! auch einen Misantropen zum Vater gehabt, der die lächerliche Furcht des Gewissens eben so tief in mein Herz gedrückt, und, wie der Vater des Lycanders, mir nichts, als die nackende Redlichkeit, zum Erbtheil hinterlassen hat. Mein Schicksal hat mich ebenfalls an den Hof gerufen. Ich lebe daselbst, ohne die Geschicklichkeit zu besitzen, seinen Tugenden nachzuahmen. O Tugend! o Tugend! niemals wollest du bey dem Gewissen des Lycanders mich mit dem Schicksale dieses Elenden strafen!

Prophe-

Prophezeihungen.

Einleitung.

Glück und Unglück sind in der Sprache der Welt ganz allgemeine und bekannte Worte. Jedermann will sein Glück machen; und fast nicht einer wird wegen seines künftigen noch ungewissen Schicksals außer Sorgen seyn. Es war eine ganz bequeme Sache mit den Orakeln des Alterthums, welche, so unbestimmt und so theuer sie auch immer waren, die Neugierde der Menschen dennoch in so weit befriedigten, daß ihre Unruhe oder ihre Zufriedenheit, ihr Schmerz oder ihr Vergnügen authorisirt, und gleichsam privilegirt zu seyn schien. Die Orakel sind verstummet; aber die Neugierde ist noch nicht befriediget. Zwar, das Volk

von einer Farb und einem Glauben

vertritt itzt die Stelle der vormaligen Seher. Es handelt wohlfeiler mit seinen Prophezeihungen, weil es seinen Weißagungen nicht den Anstrich eines außerordentlichen Ansehens geben kann. Inzwischen stillet es doch die Neugierde so vieler Thoren, und übet die Kunst, welche die Philosophen nnd Staatsmänner anpreisen, aus den Thorheiten anderer Menschen Nutzen zu ziehen. Ich habe mir vorgenommen, die Neugierde dererjenigen noch vollkommener zu befriedigen, in deren Herzen wegen ihres zukünftigen Schicksals sich vielleicht ein gewaltiges Leere befindet. Der Nutzen, welchen mir mein Verleger zufließen läßt, ist zwar der einzige, den mir ihre Thorheiten gewähren. Er mag aber auch zugleich ein Beweis seyn von dem patriotischen Eifer, meine Mitbürger wegen ihres Schicksals zu befriedigen, und denenjenigen mein Mitleid zu erkennen zu ge-

ben, die das Facit ihres zu gewissen Schicksals, das leichter, als zweymal zwey macht vier, auszurechnen ist, dennoch nicht summiren können, noch wollen.

Wenn man nur etwas nachdenken will, so wird man mir Recht geben, daß unter allen Menschen auf dem Erdboden keinem schwerer zu prophezeihen ist, als den Prinzen, den Geistlichen und den Schönen. Die ersten müßten, nach allen regelmäßigen Prophezeihungen, schon von der Wiege an Strahlen der Gottheit blicken lassen. Die kleinste Miene und Bewegung müßte etwas Außerordentliches in dem künftigen Alexander, Titus — oder Nero bedeuten. In einem jeden Worte, das sie ohne Absicht lallen, würde die embryonische Weisheit eines künftigen klugen Regenten liegen. —— Ich würde dieß einem jeden Säugling unter den Prinzen, so bald er nur keine Misgeburt wäre, ganz sicher wahrsagen, wenn die Regenten eben so, wie die Poeten, gebohren würden. Allein, die Hoheit des Herzens und die Großmuth der Handlungen sind kein Werk der Geburt, sondern des innerlich guten Charakters und der feinen Erziehung. Ich fürchte aus diesem Grunde, daß sich viele Prinzen bey meinen Prophezeihungen nicht gut stehen werden. Aber soll ich deswegen ganz aufhören, ihr Wahrsager zu seyn? Ich will es, meiner Ehre unverfänglich, wie die Zigeuner machen, welche den Vorbeyreisenden ein gutes Glück zu sagen erbötig sind, ungeachtet die meisten weder auf sie sehen, noch sie mit einem Allmosen bedenken.

Wollte ich vielen Geistlichen die künftigen Früchte ihres Eifers im Geiste voraussehen lassen, so müßte ich billig erst diese blumenreiche Einleitung voranschicken, daß der Geist der Einigkeit, der Sanftmuth und Wahrheit beständig in ihnen gewohnet; daß sie niemals ihre eigene Ehre gesuchet, und ich müßte ihnen mit einer heiligen Einfalt alle Be-

druckun-

druckungen fremder Religionen als ein Verdienst anrechnen; und alsdann dürfte ich sicher prophezeihen, daß die Christenheit noch den Tag erleben würde, an welchem alle, die nicht so glauben, wie sie, zum Teufel fahren müssen. Aber soll wol aus dieser Ursache ihr Schicksal kein Antheil an meinen Prophezeihungen haben? Es soll es allerdings haben, so lange noch redliche, geschickte und gesittete Männer diesen Orden zieren; und zur Ehre der Religion zieren sie denselben in unsern Tagen mehr, als jemals. Der würdige Gottesgelehrte Theophilus wird mich folglich nicht in der Hölle brennen sehen, ob ich gleich seinen Mit-Collegen einen Heuchler schelte, seine blinde Andacht eine geistliche Betriegerey, und sein gedankenloses Singen und Beten ein Geplärre und einen gottseligen Paroxismum nenne. Theophilus wird sich heimlich freuen, daß ich dem frommen Betrug die Larve abziehe; aber sein College wird drey Kreuze vor mir schlagen, mich den göttlichen Gerichten, und, wenn er so viel Ansehen hätte, den weltlichen noch dazu übergeben. Aber alle diese Drohungen eines Heuchlers, welcher die Ehre Gottes mit seiner eigenen vermischet, und oft das zur Ehre Gottes macht, was ein Spiel seiner Leidenschaften ist, sollen mich im geringsten nicht bewegen, zurückhaltender mit meiner Wahrsagung zu seyn.

Am allermeisten aber werde ich es mit dem schönen Geschlechte verderben, wenn ich diesem den Vorhang vor den Aussichten in ihr künftiges Schicksal aufziehen will. Pope sagt, das Frauenzimmer hat gar keinen Charakter; und ich wollte fast sagen, es habe alle Charaktere mit einemmale, nur daß der eine, welcher ihre Hauptleidenschaft ausmacht, immer mehr hervorsticht, als der andere. Es giebt kaum so viele Nationen auf dem Erdboden, als Leidenschaften in der Seele eines Frauenzimmers; und in so ferne

mag

mag Pope Recht haben, daß man dasselbe nicht charakterisiren könne. Lucia, die Betschwester, dehnet, kämmet und wäschet sich singend. Alles, was sie thut, selbst ihr Schelten mit ihrer Magd, geschiehet unter Beten und Singen. Sollte man nicht glauben, die Hauptleidenschaft in der Seele dieser Matrone wäre die Andacht? Wer würde wol behaupten, daß das Herz der Lucia, dieß Magazin aller Gesang- und Gebetbücher, auch zugleich ein Magazin der Ueppigkeit und der lächerlichsten Thorheiten sey. Sie ist gottesfürchtig und mildthätig; aber sie ist auch gottlos und geizig. Sie ist keusch und demüthig; aber sie ist auch wollüstig und stolz. Ihre Seele ist ein Barometer, der von Hitze und Kälte regieret wird. So bald sie nicht Gelegenheit hat, über ihren Nächsten zu spotten, (denn sie ist mit aller Welt unzufrieden, weil es die Welt mit ihr ist) so bald entstehet eine Kälte in ihrer Seele, und aus dieser Kälte entspringet ihre Andacht; und bey dieser Andacht ist sie maschinenmäßig gottesfürchtig, keusch, wohlthätig, und dergleichen. So bald sich aber die geringste Ursache äußert, ihre schwarze Galle gegen die Obrigkeit, gegen ihre Nachbaren, gegen die Armen und gegen alle Menschen auszuschütten, sogleich steigt der Barometer. Die Hitze gewinnet die Oberhand. Die laulichte Andacht verschwindet; und sie wird alles, was nur ein boshaftes Herz zu werden fähig ist. Ich werde in einer der folgenden Prophezeihungen ihr Bild weitläuftiger schildern, und das beweisen, was ich sage. Ich wünsche mir alsdann, zum Lohn für meine Prophezeihung,

> Das, was vielleicht kein Mensch erfleht,
> Eh ihren Fluch, als ihr Gebet.

Die junge Dorinde hat viel Vermögen, eine gute Miene, aber ein stolzes, ein trotziges Herz, und dabey die Eigenschaft,

schaft, welche gemeiniglich mit dem Stolz verschwistert ist, einen blöden Verstand. Ihr Charakter ist eben so schwer zu bestimmen, als es ihrem künftigen Manne leicht seyn wird, ihr Vermögen zu verschwenden. Ihr Herz ist ein wahres Chamäleon. Wehe dem Manne, der alsdann nicht die Kunst verstehet, ein Proteus zu seyn! Was wird ihr Schicksal bey dem jungen Ergast mit sich führen, welcher sie ihrer zwölftausend Thaler wegen in vier Wochen zur Frau machen will? Sie soll es in diesen Prophezeihungen erfahren, wenn sie dieselben anders lesen wird. Ich kann ihr inzwischen im voraus sagen, daß sie besser thäte, wenn sie dem Prophezeiher zweytausend Thaler für seine Wahrsagung schenken, mit ihren übrigen zehentausend Thalern in ein Kloster wandern, und den jungen Ergast nicht heirathen wollte.

Wenn ich mich gar zum Propheten über das künftige Schicksal der schon verehelichten Schönen aufwerfen will, wie viele Feinde werde ich in denenjenigen antreffen, die mir für meine Wahrheiten danken, und sich bestreben sollten, die Gewißheit meiner Prophezeihungen ungewiß und unkräftig zu machen! Denn bloß bey ihnen stehet es, wenn man nach einigen Jahren meine Prophezeihungen als Lügen ansehen soll. Ich wünsche dieß zur Ehre meiner Nation, zur Ehre der Menschlichkeit, und selbst zur Ehre der Satyre. Was ich vor vier Jahren prophezeihet habe, ist, leider! richtig eingetroffen, ja, in einem noch stärkern Grade, als ich es vermuthen konnte. Ich wünschte, daß man die gegenwärtigen Prophezeihungen, in denen die vorigen fast gänzlich wiederholet sind, als eine abermalige Erinnerung ansehen möchte, die man seinen Freunden giebt, ihnen die Folgen ihres künftigen Zustandes begreiflich zu machen. Da ich alle Menschen als meine Freunde betrachte, und die

lachende

lachende Ueberredung mehr, als ein trockener Beweis, zu wirken pflegt; so verspreche ich mir den Beyfall aller meiner Leser, wenigstens derer, welche das geheiligte Recht der Satyre kennen. — Wie, der Satyre? — Es ist mir nun einmal dieß Wort entfallen, und ich mag es nicht widerrufen. — Ja, das Recht der Satyre! Oder sollten ihre Rechte vielleicht gar noch zweifelhaft seyn? Ich kenne kein Land, wo man sie nicht wenigstens stillschweigend ehret; so wie es viele Thorheiten giebt, die man stillschweigend verachten muß. Sollte denn das Land, in welchem ich wohne, diese Rechte allein nicht annehmen wollen? Ich glaube es nicht; und will es dieselben durchaus nicht annehmen, so muß sich die Satyre ihres Ansehens mit Gewalt bedienen, diese Rechte geltend zu machen, ungeachtet man von einem Satyrenschreiber eben das sagen kann, was selbst das ehrwürdigste der Bücher von dem Propheten sagt: Er gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Prophezeihungen.

§ 1.

Und es geschahe in einer der schönsten Sommer-Nächte, daß mir mein Schutzgeist erschien, und zu mir sprach: Gehe hin, und prophezeihe! Und ich gieng hin, und prophezeihete alle die Aussichten, die mir in prophetischer Entzückung gewiesen waren. Dieß sind also die Gesichte von den künftigen Schicksalen der Gelehrten, der Dichter, der Prinzen, der Verliebten, und aller derer, die dem Schicksale unterworfen sind. Die mich verstehen könnten, werden mich nicht lesen, und die mich lesen, werden mich nicht verstehen wollen. Aber es wird eine Zeit kommen, in welcher man zu ihnen sagen wird: Dieß waren die Stunden der Warnung und des heimlichen Spottes über die Thorheiten der Welt. Aber siehe, nun kommen die Tage des Abscheues und der öffentlichen Schande, darum, daß sie nicht geglaubet haben an dasjenige, was ihnen ist verkündiget worden. Dem christlichen Simon, welcher unter dem inbrünstigsten Gebet und Seufzern zu seinem Mammon am 22sten May des 1755sten Jahres, des Abends um 10 Uhr, die Ueberfahrt zu den elisäischen Feldern unter den thränenvollen Wünschen angetreten, daß sein lieber Herr Sohn das schwer zurückgelassene Capital von zwanzigtausend Thalern noch um die Hälfte ver-

mehren möchte, ward aus Liebe zu der Frucht seiner Lenden prophezeihet, daß der ehrliche Sohn gegen den August 1756 einen vortheilhaften Banquerot machen, zweene Mündel um zehentausend Thaler betriegen, und ein Jahr hernach ein Capitalist von funfzigtausend Thalern seyn würde. Er ist es geworden, der glückliche Simon. Aber er ist auch dem Vestungsbaue nahe, der ihm damals prophezeihet wurde. Wenigstens wird er schon von dem weltlichen Arm hierzu aufbewahrt. Er achtete nicht der Stunden der Warnung, noch des heimlichen Spottes über seine Thorheiten. Darum kommen nun die Tage des Abscheues und der öffentlichen Schande. — Aber du, Florimond, der du lieber die Lästerungen des Morgans, als die Beweise eines Formey, lesen mochtest, Dank sey deinem Herzen und meiner Prophezeihung! Du hattest sie geschmähet, das liebste Geschenk des Himmels, die Religion, ohne welche keine wahre Zufriedenheit in der Seele herrschen kann. Aber du hast sie gefunden, diese Zufriedenheit, so bald du auf dem sichern Pfade der Religion einhergiengest. Die Stunden der Warnung und des heimlichen Spottes brachten dich zum Nachdenken, und darum kommen nun die Tage der Freuden und der innerlichen Ruhe. O! wenn doch alle, wie du, ihr Schicksal bedenken, und demjenigen glauben wollten, was mein Schutzgeist mir vorher verkündiget hat!

§ 2.

Aber es geschahe am ersten Tage des Monats Junii, daß ich einer nächtlichen Erscheinung gewürdiget,

diget, und an den Fuß des Olymps gerücket wurde. Eine vernehmliche Stimme durchdrang meine Ohren, und sie sprach: Schauet her alle, die ihr Anspruch auf den Witz und auf den Nachruhm macht; es werden Jahre kommen, in welchen die Autores sagen werden: sie gefallen mir nicht. Da sahe ich die Göttinn des Ruhms mit einigen von den Musen sich dem obersten Hügel des Olymps nahen; und indem sie gewahr wurde, daß zwey große Lastschiffe, mit Versen beladen, mit vollem Segel beschäfftiget waren, an dem Tempel des Ruhms anzulanden, der dem Olymp gerade gegen über lag: so fiel sie aus Angst in eine Ohnmacht. Allein, Calliope riß ihr die Trompete weg, und stieß mit voller Brust in dieselbe. Sogleich versunken zwey Schiffe mit Poeten und Versen in die Tiefe. Das waren diejenigen, sagte Calliope, welche beständig gewohnt waren, im Staube und unter dem Gewühle der Reime zu kriechen. Das Niedrige war ihr Element; wohlan! in der Tiefe des Meeres werden sie ihr Element wieder finden.

Bey dem zweyten Schalle der Trompete sahe man von den andern beyden Lastschiffen, welche mit Epopeendichtern angefüllet waren, die Masten abgerissen, und die Segel flattern. Die Poeten wurden durch einen Wirbelwind in die Höhe fortgerücket, und in diesem Fluge hörte man sie verschiedene unordentliche Hexameter stammlen, bis sie endlich eine dicke Wolke verhüllte, und sich ein entsetzlicher Donnerschlag hören ließ; vermuthlich, weil sie auf Erden so oft von ihm gesungen hatten. Der Donner machte, daß

mich der Schlaf plötzlich verließ, und meine Erscheinung unterbrochen wurde.

Ich thue nicht Unrecht, wenn ich diese Parabel als eine Vorbedeutung des Unglücks ansehe, das viele meiner Mitbrüder betreffen möchte. Da vielleicht verschiedene dieser Herren künftig mit ihren Arbeiten in den Tempel des Nachruhms gehen wollen, so prophezeihe ich ihnen die Tiefe des Meeres, oder das Aeußerste des Aethers, weil der Ton der Calliope bey ihrer Annäherung ihre Ohren zu sehr erschüttern wird.

§ 3.

Mein Freund, der Calendermacher des deutschen Horizonts, beobachtete neulich bey dem Laufe der Planeten, daß in dem künftigen Jahre ein gewisser Stern müßte zu sehen seyn, welcher bloß einen Einfluß in die Denkungsart der Großen haben werde. Denn ich muß es meinen Lesern sagen, daß dieser alte Astronomus den Einfluß der Planeten in die menschliche Seele sowol, als in den Körper, behauptet. Dieser Planet wird sie alle mit der Miene und dem Munde eines Mäcens, und mit dem Herzen eines Eigennützigen beseelen. In ein paar Wochen darauf, ungefähr gegen den Sommer, wird ein anderer Planet an dem Horizont erscheinen, der viele Dichter anfeuern, und eben so viele wird hungern lassen. Kurz, das folgende Jahr wird ein sehr einträgliches Jahr für die Gönner, und ein karges Jahr für die Poeten seyn. Die Mäcenen werden ihren Clienten theuer zu stehen kommen. Wie viele Ursache haben also die

Dichter

Dichter nicht, noch gegen das Ende dieses Jahres alle Tage zu beten:

Für karge Mäcenen und Hungersnoth
Behüt uns, lieber Herre Gott!

§ 4.

Es sind von den kleinen Welthändeln wol keine mehr lächerlich, als die Rangstreitigkeiten, und die so genannte Subordination, welche der Größere von dem Geringern auch sogar im Umgange und in den Gesellschaften verlanget. Viele Mannspersonen denken noch heut zu Tage klein genug dazu, daß sie das schmutzige Verdienst dem glänzenden Stolz weit nachsetzen, und Geburt und Titel mehr gelten lassen, als Redlichkeit und Menschenliebe. Der Adel in Deutschland ist noch nicht ganz von Vorurtheilen befreyet; und ich könnte viele gnädige Herren mit Namen nennen, die mit ihrer plumpen Seele alle Verdienste in den Staub drücken, und lediglich sich zu erheben suchen. Ohne mich itzt in so verdrießliche Wahrheiten einzulassen, will ich nur des Rangstreites gedenken, der unter dem Frauenzimmer herrschet. Niemand wird in diesem Stücke mehr in Hitze gerathen, als eben dieß Geschlecht, und das aus ganz natürlichen Ursachen, weil die Quelle, aus welcher die Rangsucht entspringet, nämlich Eitelkeit und Stolz, in den Herzen der Frauenzimmer am meisten anzutreffen ist. Entweder sie wollen mehr gefallen, als andere, und ärgern sich heimlich, wenn ihrer Nebenbuhlerinn das Glück günstiger ist; oder sie halten sich auch der Geburt, oder des Standes, oder der Verdienste wegen besser, als andere. Viele Fami-

lienhändel, welche man unter diesem Geschlechte häufig antrifft, und so viele Histörchen, die man an dem Caffeetische der Damen von der Aufführung dieser und jener Nachbarinn erfahren kann, haben gemeiniglich daher ihren Ursprung. Eine Hofrathsfrau wird lieber vom Abendmahle wegbleiben, ehe sie den Platz unter einer Stadtrichterinn einnehmen würde. Diese Rangsucht erstrecket sich sogar bis auf das Dorf; und wie oft haben die Frau eines Pächters und die Frau des Pastoren einander in den Haaren gelegen, bloß weil sie nicht einig werden konnten, ob dem Hirtenstabe des Pastoren oder des Pächters der Vorzug gebühre. — Mariane ist ein Frauenzimmer von feiner Erziehung. Ihr Anstand ist reizend; ihre Blicke sind einnehmend, ungeachtet man nicht eben sagen kann, daß sie vollkommen schön wäre. Allein, sie hat blaue schmachtende Augen, und gewisse redende Annehmlichkeiten, die tausendmal mehr bezaubern, als die stummen Schönheiten, welche zwar das Auge auf einen Augenblick weiden, aber gewiß das Herz nicht fesseln. Sie ist in ihren besten Jahren, und zwar in den Jahren, wo das Frauenzimmer gemeiniglich so gerne blenden, und durch rauschende Kleinigkeiten Eroberungen machen will. Doch, für Marianens sanften Charakter ist diese Rolle nicht. Sie ist bescheiden, mehr blöde, als frey. Sie gefällt mit dieser Vorsicht jeden Vernünftigen; und wer wird nicht ihren Umgang und ihre Gesellschaft suchen? Veronica ist eine dicke, lärmende und längst ausgeblühete Schönheit, die in den Jahren, da sie den Mannspersonen zum Eckel wird, noch

glänzen und gefallen will. Sie drängt sich eben so stark in die Gesellschaften der Mannspersonen, als diese sich von ihr entfernen, und über jeden trockenen Einfall erhebt sie ein lautes ausgelassenes Gelächter. Wer würde glauben, daß Veronica sich zu stolz dünke, in Begleitung von Marianen Besuche abzustatten? Sollte man nicht ehe das Gegentheil vermuthen? Aber Veronica löset einer Prinzeßinn, und Mariane nur einer Hofdame die Schnürbrust auf. Sehet hier das ganze Räthsel des Ranges aufgelöset. Was kann man diesen beyden Mägdchen prophezeihen? Nichts gewisser, als daß Mariane auch noch in den Jahren gefallen wird, wo Veronica längst aufgehöret hat, zu reizen, wenn sie anders jemals dazu fähig gewesen ist, und daß Veronica bey ihrem Hochmuthe, mit dem sie Marianen verächtlich begegnet, sich selbst immer mehr Verachtung, jener aber gedoppelte Hochachtung von Vernünftigen erwerben wird. Denn das sind gemeiniglich die Früchte der Rangsucht und des eingebildeten Vorzugs, daß ihre Rollen ein lächerliches Ende nehmen.

§ 5.

Dieß ist das Gesicht der künftigen Trübsalen über die gelehrte Welt, und was sie in dem kommenden Jahre von der Sündfluth der Uebersetzungen aus fremden Sprachen wird auszustehen haben. Ich hörte im Schlafe eine mächtige Stimme, und sie sprach: Gehe hin, und überschwemme die undankbare Welt des Apollo mit den elendesten Chartequen des französischen Flittergolds. Sogleich erschien eine

geistige Gestalt von grotesker Bildung, und mit der Miene eines denkenden Bücherantiquarii. Sie schüttete aus einer beschmutzten Schaale allerhand Memoires, Recueilles, Histoires und Oeuvres diverses. Eine Menge Uebersetzer von Profeßion mit flüchtigen Händen und schwerem zitternden Haupte naheten sich diesen Schriften. Der Geist sprach: Setzet euch nieder, faltet Papier, und schreibt. Schreibt: denn so ist der Befehl des deutschen Apollo, Deutschland mit einem Heere ausländischer Witzlinge zu strafen. Und ich sahe einen andern wohlgebildeten Geist, welcher in einer goldenen Schaale die besten Werke der Engländer und der Franzosen hielt. Unter den englischen Schriften wurde ich ein sehr gründliches Werk gewahr. Diesem Buche nahete sich ein hurtiger Uebersetzer. Der Geist reichte es ihm zur Strafe Deutschlands, mit dem ausdrücklichen Befehl: Tödte! Und er gieng weg, übersetzte, und tödtete. In der andern Hand hielt der Geist die Schriften der besten neuesten französischen Comödienschreiber, und siehe da, es kam ein wackerer Uebersetzer, den Melpomene zur Strafe für das Publicum zum Schreiben verdammet hatte. Der Geist gab ihm eine Comödie, und sprach: Nimm hin, und lies. Habe eine Sprache, und sprich sie nicht. Uebersetze alle Worte, und triff sie nicht. Und der Uebersetzer bekräftigte diesen Befehl mit einem deutlichen Ja, gieng hin, hatte seine deutsche Sprache, und sprach sie nicht, übersetzte alle Worte, und traf sie nicht, und ließ seine Personen, zur Strafe Deutschlands, weder deutsch, noch natürlich, noch männlich reden.

§ 6. Zur

§ 6.

Zur Ehre meiner Nation und zum Glücke aller rechtschaffenen und tugendliebenden Leute kann ich ihnen und der Religion nichts besser wahrsagen, als daß die kleinen Schreyer wider dieselbe, die nur in Spottreden und einem glänzenden Witze alle ihre Stärke setzen, künftig als muthwillige Buben und als ohnmächtige Waffenträger werden anzusehen seyn. Ich prophezeihe dieses aus dem Ernste, und, wenn man mir das sanfte Wort erlauben will, aus der Aufrichtigkeit gewisser Gelehrten, die sich niemals öffentlich für Freydenker erkläret haben, aber aus deren Schriften, welche nunmehro der Welt vor Augen liegen, man dennoch deutlich sehen kann, daß sie allerdings zur Klasse der Deisten gehören, aber die bey allen Merkmaalen einer Gelehrsamkeit und einer Liebe zur Wahrheit immer zur Vernunft, und niemals zur Lästerung ihre Zuflucht nehmen. Bolingbrocke *, dessen

* Die Werke des Lords Bolingbrocke sind in fünf Quart-Bänden zusammengedruckt worden. So sehr es die Ehre der Religion erfordert, wider die Anfälle der Freygeister zu eifern, so wenig Ehre bringet es doch selbst den Vertheidigern unsers Glaubens, wenn sie keinen Unterschied zu machen wissen zwischen denen, die nur mit spielendem Witze die Religion anfallen, und denen, welche wirklich Gründe vorbringen, die bloß ernsthaft seyn, und gar nicht spotten wollen. Man hat in der Bibliotheque Impartiale, T. IX. P. I. und in verschiedenen Recensionen unserer deutschen gelehrten Blätter den Lord Bolingbrocke gar nicht von der Seite betrachtet, von welcher er doch nothwendig muß beurtheilet werden. Ist es nicht zu unüberlegt, wenn man ihm Schuld giebt, daß er an Schimpfwörtern und Spöttereyen viel stärker sey, als an Gründen und Vernunftschlüssen? Man gewinnet durch dergleichen Machtsprüche nichts. Man sollte widerlegen, und nicht obenhin sagen: Es sind Spöttereyen!

dessen Werke vor einigen Jahren in England prächtig gedruckt sind, ist ein solcher Freydenker, der sich gar nicht bey Spottreden, sondern bey lauter Gründen aufhält. Die Religion verlieret zwar auch bey solchen fürchterlichen Feinden nichts. Inzwischen bleibet es doch wahr: Je mehr vernünftige Freydenker wir bekommen, desto mehr wird sich das Lächerliche der kleinen Geister entdecken, welche nur deswegen über die Religion spotten, damit sie ungehinderter ihren Neigungen fröhnen können. Ich kann ihnen dieses in dem künftigen und den folgenden Jahren ganz gewiß prophezeihen.

§ 7.

Mit Erlaubniß meiner einsichtsvollen Leser will ich hier ein Geheimniß entdecken, worüber sich in dieser Messe viele die Köpfe zerbrechen, und welches eben so viele sehr schlecht prophezeihen werden. Ich stehe ihnen dafür, daß es geschehen wird. Die Sache dienet zur Sättigung der Wissensbegierde so vieler Damen, zur Beruhigung so vieler Narren aus allen Ständen und Würden, und zum Vortheile der Zeitungsschreiber, die alsdann mehr Persönliches in ihren Kritiken über meine Prophezeihungen einmischen, und ihre Blätter damit anfüllen können, als wenn sie bloß meine Wahrsagungen beurtheilen sollten, ohne den Verfasser zu kennen. Kurz, ehe ich weiter fortfahre, zu prophezeihen; so will ich mich meinen Landesleuten entdecken. Ich bin eine Mannsperson, in meinen besten Jahren, ziemlich phlegmatisch, wenn ich in der Gesellschaft der Schwätzer mit reden soll,

und ungemein colerisch, so oft ich Gelegenheit habe, über die Thoren zu spotten. Ich kann recht gut sehen, und brauche kein Vergrößerungsglas, wenn ich einem begüterten Thoren Platz zu machen habe. Ich nehme entsetzlich viel Schnupftoback. Denn weil ich gezwungen bin, oft in Gesellschaft zu seyn, so habe ich mir den Toback zum Zeitvertreib gewählet. Ich wohne die meiste Zeit des Jahres in einem ziemlichen Städtchen, wo die Einwohner billig alle reich seyn sollten, weil sie fast alle die Eigenschaften der reichen Leute an sich haben. Mein Zimmer ist im vierten Stockwerke, weil ich Verse mache. Es ist aber doch noch ein Stockwerk und ein Stübchen über mir unter dem Dache, woraus meine Leser schließen können, daß ich kein Gelegenheitspoete bin, und noch so ziemlich erträgliche Verse machen muß.

Meine Schuld ist es nicht, wenn man nach dieser Erklärung noch nicht wissen wird, wer ich bin. Sie ist umständlich genug, und fast so weitläuftig, als die längste Realdefinition unserer Philosophen. Ich hätte meine Erklärung zwar kürzer fassen können, wenn ich mich gegen meine Leser gerade zu mit meinem Namen genennet hätte. Allein, ich mag in der Art der Erklärungen keine Neuerung machen. Damit aber viele meiner Leser nicht auf die unrechte Person rathen, und falsch prophezeihen mögen; so gebe ich ihnen die Versicherung, daß ich in der nächsten braunschweigischen Wintermesse nicht weit von Auters Hofe auf dem Weinkeller vornehmlich den Hofleuten, den Autoren, und dem schönen Geschlechte für baare Bezahlung öffentlich prophezeihen werde. Allein, um meine

Reise

Reise nicht vergeblich anzustellen, und auf meine Prophezeihungen nicht umsonst zu denken; so bitte ich mir vornehmlich von den Hofleuten die Bezahlung vorher aus: denn diese Herren wollen gemahnt seyn. Meine Collegen, die Autores, sollen nur die Hälfte geben. Aber nicht an Versen, die will ich mir verbitten. Die Schönen werden ersuchet, ihren Abtrag in ein halb Dutzend Mäulchen zu erlegen. Den Häßlichen will ich umsonst prophezeihen; oder da sie sich leicht selbst prophezeihen können, so hoffe ich nicht, daß sie sich bey mir einfinden werden.

§ 8.

So gewiß ich der wahren Religion prophezeihet habe, daß das Ansehen der kleinen Helden in der Freydenkerey immer mehr fallen wird, je mehr Ernst die wahren Deisten anwenden, sich um das Wahre oder Falsche der Religion zu bekümmern, eben so gewiß kann ich ihr aber auf der andern Seite prophezeihen, daß das Ehrwürdige derselben ungemein verletzet werden wird, wenn man nicht den Sectirern und Schwärmern der Religion Einhalt thun will. Wie leicht ist es möglich, daß eine fromme Einfalt, die den äußern Schein der Frömmigkeit hat, mit ihren verzerrten Mienen und heiligen Reden Leute berücken kann, die in nichts mehr, als in solchen Dingen, das Wesen der Religion setzen. Ein Schwärmer, der eine beredte Zunge und nur ein wenig Ansehen hat, ist leicht im Stande, sich eine Bande Blödsinnige anzuwerben. Und was hat die Welt von diesen zu gewarten? Nichts, als die Barbarey

der

der vorigen Jahrhunderte. Denn die Schwärmer sind der menschlichen Gesellschaft immer schädlicher, als die Freydenker. Bey den letztern darf man doch keinen Verfall des Staates, der Handlung und der Wissenschaften befürchten; aber bey den erstern bleibt nichts in seinem Ansehen, als die Unwissenheit und die Gebetbücher.

Die Frau Conferenzräthinn R*** hat schon seit dem August dieses Jahres keine weltliche Gesellschaften mehr besucht. Sie hält itzt zu eben der Zeit ihre Betstunden, in welcher sie vor einem halben Jahre bey der Frau von W*** Caffee trank, und lästerte. Sie betet schon ganz unverständlich. Aus ihren heiligen Bewegungen prophezeihe ich ihr und ihrer Familie ganz zuversichtlich, daß sie gegen den Julii des künftigen Jahres, wenn die Sonne in den Löwen tritt, ganz gewiß in den Orden der Schwärmer treten wird.

§ 9.*

Berlin wird es nicht allein seyn, das seither durch die Freyheit der Religionsübungen, durch Fabriken, und durch eine kluge Einsicht in das Vortheilhafte des Commerzwesens groß geworden ist. Alle Prinzen Deutschlands werden von nun an selbst Gelehrte, Richter, Beschützer und Kammerräthe seyn, und alsdann wird man künftig die Prinzen Friedriche nennen, so wie man itzt einen einzigen Friedrich einen Marc Aurel nennet.

Die

* Wenn von diesem 9ten § bis zum 22sten § gerade das Gegentheil von dem sollte erfüllet werden, was ich hier prophezeihe; so bitte ich, die Schuld nicht mir beyzumessen.

Die Höfe, wenigstens in Deutschland, sind beständig in dem Ruf gewesen, daß sie die wahren Verdienste höchstens gelobt, aber niemals gekannt, noch weniger belohnt haben. Eine grobe Unverschämtheit und eine mit Stolz verschwisterte Unwissenheit hat sich gemeiniglich am besten empor zu schwingen und zu erhalten gewußt. Künftighin wird man nichts, als die Verdienste, belohnen. Gewisse Personen, die überhaupt weder bey Hofe, noch sonst eine Seele nöthig haben, wenigstens weil sie sich gut dabey stehen, niemals zu denken, werden sparsamere Gnadenbezeugungen erhalten, und folglich genöthiget werden, ihre Seelen zu gebrauchen.

§ 10.

Da sich die schönen Geister in Deutschland bishero selbst ermuntert, und ohne Beystand, ohne Aufmunterung und Belohnung der Großen, in den Werken des Witzes Meisterstücke zu liefern, angefangen haben, aber für sich und ihre Nachkommen bey allen ihren schönen Gedanken gewiß Hunger leiden würden; so wird man in einer jeden ansehnlichen Stadt eine Akademie der schönen Wissenschaften anlegen, deren Mitglieder reichlich besoldet werden sollen. Man wird die Anfänger anzufeuern und zu unterstützen wissen. Die Hälfte der Kosten wird man aus der Einschränkung der Besoldungen gewisser Männer mit wichtigen Mienen und weniger Einsicht nehmen, und das Uebrige werden diejenigen freywillig dazu beytragen, die man in der Sprache der Welt Capitalisten nennet.

§ 11. Un=

§ 11.

Unsere Philosophen, die bisher alle einen Roman von der Seele geschrieben, werden die Unsterblichkeit derselben, die man bisher bloß hat wünschen, aber niemals beweisen können, aus demonstrativischen Gründen leicht und deutlich zu erörtern suchen. Sie werden alle bey der Hauptsache bleiben, das Wesen der Seele richtig bestimmen, aus demselben die Unsterblichkeit schließen, und alle wichtige Zweifel, die man dagegen machen kann, so gewaltig widerlegen, daß sie kaum dem Schatten eines Widerspruchs mehr gleichen sollen.

§ 12.

Die zukünftigen Jahre werden sehr unglücklich für die Schwätzer seyn. So oft sie einen ehrlichen Mann über Tafel oder in Gesellschaften quälen, so oft wird sich ein Gewächs an ihrem Halse nach Art eines Kropfes äußern, welches endlich so stark zunehmen möchte, daß sie alle sprachlos werden müssen. Weil aber dieses Unglück mehr als eine Höllenstrafe für sie seyn muß, und die Schwätzer doch eben nicht, zweymal verdammt zu werden, verdienen; so wird dieses Gewächs ihnen in vier Wochen einen schleunigen Tod verursachen, wobey die Seelen der gelehrten Schwätzer in die Gänse, die Seelen der gesellschaftlichen Schwätzer, wenn es Frauenzimmer, in einen Papagey, und wenn es Mannspersonen sind, in die Frösche fahren werden. Ich befürchte daher in den folgenden Jahren entsetzlich viele Todesfälle. Wie leer dürften nicht die Kirchensäle, die Gerichtsstuben und die Visitenzimmer seyn!

§ 13.

Endlich soll Deutschland den glücklichen Tag erleben, wo man die Vorurtheile verbannen, als freye Geschöpfe denken, und als denkende Wesen handeln wird. Der Schauplatz, den bisher nur ein kleines Häufchen vernünftiger Männer für eine Schule der Sitten angesehen hat, wird den großen Haufen Thoren ebenfalls zu vernünftigen Menschen machen. Die Tartüffen, die Geizigen, die Stolzen, die Thoren im Purpur und im Staube, alle werden sich da bessern, wo sie die Laster an andern getadelt finden, wo sie über andere lachen, und selbst nach dem Leben gezeichnet sind.

§ 14.

Seitdem unsere Theologen Philosophen geworden, und ein Carthesius oder ein Wolf nicht mehr befürchten darf, auf das Wort der Geistlichen vom Teufel geholet zu werden, seitdem ist auch der Geist der Einigkeit und der Sanftmuth eine Cardinaltugend unserer Gottesgelehrten geworden. Sie werden folglich alles dazu beytragen, sich mit der andern protestantischen Kirche wieder zu vereinigen, indem sie alle eine gleich viel bedeutende Glaubenslehre, aber eine sehr eifrige Moral predigen werden.

§ 15.

Beaumelle * hat Unrecht, wenn er sagt, daß die Prinzen deswegen nicht so strenge über den Plan einer ver=

* Il n'est pas surprennant, que les Princes ne songent point à dresser des Plans d'Education; ils sont si mal elevés, qu'ils ne sont toute leur Vie que des Enfans gâtés. *Mes Pensées.*

vernünftigen Kinderzucht halten, weil sie selbst in ihrem ganzen Leben nichts als verzogene Kinder sind. Beaumelle ist das in Prose, was Rousseau in Versen war. Sein Herz kocht lauter Gift wider das menschliche Geschlecht, und vornehmlich wider die Großen desselben. Welcher König, oder welcher Fürst untersuchet nicht in seinem Lande die Art und Weise, wie und wozu seine Unterthanen angeführet werden? Und welcher Prinz in Deutschland könnte wol unter die verzogenen Kinder gerechnet werden? Bey der Politik und der Wissenschaft der Höfe, die itzt aufs höchste gestiegen ist, prophezeihe ich, daß alle Prinzen, die Länder regieren, weit über die Schwäche der Kindheit erhaben, und mit solcher Einsicht herrschen werden, als August und Antonin, oder, um aus unsern Tagen ein Exempel zu wählen, wie Friederich.

§ 16.

Alle deutsche Schriftsteller in den schönen Wissenschaften werden mit dem Witze eines Remonds oder eines Voltaire die tiefe Einsicht und die Gründlichkeit eines Hume verbinden *. Die kleinen Schmähschriften

* Keine Nation ist auf den Beyfall ihrer Landesleute so neidisch, als die französische. Vornehmlich ist das Theater beständig so unglücklich gewesen, daß man seine Schriftsteller angegriffen, und lächerlich zu machen gesuchet hat. Ich rede mit Fleiß davon, um den matten Witz und das Abgeschmackte meinen Landesleuten recht bekannt zu machen, welches in den Parodien vieler Franzosen herrschet, und worinn dennoch manche Deutsche eine Ehre suchen, diesen erbärmlichen Witz zu verdeutschen, das heißt, ihn noch erbärmlicher zu machen.

schriften der Franzosen werden gar nicht in Deutschland bekannt seyn; und wenn man sie ja sehen sollte, so wird man sie lesen, aber nicht übersetzen.

§ 17.

Toussain sagt: Wenn man der Schwärmerey nicht den Zügel hielte, so würde selbst der Gott der Christen noch alle Tage seine Altäre von Menschenblute rauchen sehen. Wie wenige Kenntniß der Kirchenhistorie unserer Zeit! Sind nicht die Schwärmer die leutseligsten Christen? Thun sie nicht alles zu Gottes Ehre? Würden sie nicht auch aus Liebe zu Gott ihren Nächsten umbringen? Es ist ja besser, die Menschen der Religion, als die Religion den Menschen aufzuopfern. Nein! Toussain hat Unrecht. Ihr Großen! laßt nur der Schwär-

machen. Voltaire, der größte Geist für das Theater, ist von diesem Angriffe nicht frey geblieben. Ich darf meine Leser nur an folgende Schrift erinnern: Choix de differentes Piéces nouvelles, qui ont été representées aux Théatres depuis quelques Années à Paris. MDCCLI. Welch eine schlechte Satyre das kleine Stück: La petite Semiramis, auf das schöne Trauerspiel des Herrn von Voltaire ist, werden die Kenner am besten urtheilen. In einer Solo-Rede, wo der Verfasser die Cabale redend einführet, tadelt er zugleich das englische Theater. Wenn sich aber nur alle französische Theaterschreiber so, wie Voltaire, auf der englischen Bühne umgesehen hätten; so würden sie weniger glänzend, aber gedankenreicher und interessanter schreiben, und nicht eine ewige Liebe in dem Tone der Comödie reden lassen. Unsere Trauerspiele würden Grausen und Mitleiden erwecken, das heißt, sie würden das seyn, was sie seyn sollten. Kurz, wir würden alsdann wenigere Cids, aber mehrere Mahomets haben.

Schwärmerey den Zügel schießen. Was habet ihr von Leuten zu befürchten, die beständig beten, und die ihre Nebenmenschen aus der heiligen Ursache hassen, weil sie nicht eben so beten? Wo haben die Schwärmer in der Religion jemals Unheil angerichtet? Lucrez lügt, wenn er so vieles Unheil seiner Zeiten der Religion zuschreibt. Die Bluthochzeit zu Paris geschahe ja aus Andacht und zur Ehre Gottes, und unsere heutigen Schwärmer werden bald — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Doch, was soll ich eine Sache noch erst lange prophezeihen, die aus den Meynungen der Menschen, und aus der Religion, welche die Schwärmer so gründlich verstehen, ganz unumstößlich zu beweisen ist!

§ 18.

Cleant, der Capitalist, welcher rechter Hand in der Straße neben mir wohnet, wird mit dem Anfange des künftigen Jahres seinen Plan zur Erbauung eines Hospitals für arme und unvermögende Autores der Obrigkeit übergeben. Die verarmten Schriftsteller wird er theils in dem Weinkeller, theils auch in den Speisezimmern wohnen lassen, damit ihr Hunger die Mäcenen nicht mehr anfallen möge. Für die unvermögenden Autores sind verschiedene sehr geraumige Behältnisse ausgedacht. Mein Capitalist theilet diese unvermögenden Schriftsteller in zwo Klassen; in die, welche die Jahre zu Invaliden gemacht, und in die, welche sich bey einigen dreyßig Jahren, und wol noch früher, in ihren Schriften

bereits selbst überlebet haben. Die erstern sollen alle Bequemlichkeit und allen Unterhalt genießen. Die andern wird man zur Handarbeit anhalten, da sie nicht mehr mit dem Kopfe arbeiten können. Weil die poetischen Invaliden gemeiniglich die hartnäckigsten sind, so wird man sie mit Gewalt ins Hospital schleppen, und ihnen die rechte Hand lähmen. Für die unbärtigen Autores, für die Kinder am Witze und die Säuglinge am Verstande wird man besondere Plätze bestimmen. Ein Knabe, der in dem künftigen Jahre Lehrgedichte drucken läßt, bekommt seinen Platz in diesem Hospitale, und beym Eintritte für jeden Vers zwanzig Ruthenstreiche von seiner Amme. Ein Kind, das Hexameter träumet, und Heldengedichte faselt, wird auf das genaueste bewachet, wöchentlich zweymal geschröpfet und zur Ader gelassen, damit es bey zunehmenden Jahren wegen des überflüßigen Geblütes nicht eine Stelle im Tollhause zu gewarten habe. Wie leer wird alsdann nicht der Parnaß, wie wohlfeil das Papier, und wie müßig die Buchdruckerpressen seyn!

§ 19.

Neulich hatte ich einen merkwürdigen und sehr prophetischen Traum. Ich sahe die drey Richter, Minos, Rhadamantus und Aeacus, auf ihren Richterstühlen sitzen. Eine Menge deutscher Stutzer, die ein ganzes Jahr in Paris gelebet, und alle Woche das italienische Theater besuchet hatten, führten einen großen, starken und wohlgemästeten Comödianten in der Mitte, um ihn bey den Richtern zu verklagen,

daß

daß er mit Bourlesquen den Geschmack verderbe. Diesem Zuge folgte ein Haufen Matronen oder Betschwestern, und ziemlich viele Mägdchen von funfzehen bis vier und zwanzig Jahren, die sich alle bey den Richtern über die Zweydeutigkeiten beschwerten, welche dieser Schauspieler so oft angebracht hätte. Es kam mir vor, als ob Minos dem Comödianten ein erschreckliches Urtheil fällte, und daraus schließe ich, daß seine Mitbrüder, die heutigen Comödianten, alle Freunde der Tugend, der Ehrbarkeit und des Wohlstandes seyn werden *.

§ 20.

Die gnädige Weste des reichen Hofmanns, Clitander, wird in dem künftigen Jahre die andern Westen, die ihr ihre Ehrfurcht bezeugen, und die sie um Beförderung, oder wenigstens nur um Fürsprache bey dem Fürsten demüthigst küssend anflehen, nicht mehr als einfältige Clienten- oder gar als Poeten-Westen betrachten. Die hochmüthige Weste des verbrämten

* Ich muß es aufrichtig gestehen, daß ich in der Erfüllung dieser Prophezeihung noch selbst einiges Mistrauen setze. Wir haben kaum nur eine einzige Bühne in Deutschland, die eine wahre Schule der Sitten kann genennet werden. Aber was soll ich sagen? Unsere Stutzer, unsere Schönen, ja, sogar unsere Matronen bewundern den Teufel ist los, und noch mehr den bürgerlichen Edelmann. Es ist doch besonders, was Moliere zu seiner Zeit für den Pöbel schrieb, das gilt auch noch für unsern deutschen Pöbel in Logen und Parterren. Viele Comödianten machen sich die Thorheit der Narren dadurch zu Nutze, daß sie selbst Narren werden. Ein sehr schlechter, aber, wie man sagt, ein sehr ökonomischer Geschmack! Das witzige, das kluge Deutschland!

brämten Clitanders wird ihr Gold, das heißt, ihren Verstand auf einige Augenblicke so sehr verleugnen, daß sie die wollenen Westen der Clienten nicht für einfältig halten, viel weniger verdrängen wird. Die Weste des Clitanders wird beständig an das traurige Schicksal gedenken, daß sie in einem halben Jahre der schmutzigen wollenen Weste des Philintens gleich seyn, und das auf dem Trödel werde zu gewarten haben, was uns allen nach dem Tode bevorstehet. Kurz, die gnädige Weste des Hofmanns wird mit ihren Strahlen das Dunkele der Clientenwesten erhellen, oder ohne Bilder: Alle Hofleute werden sich der Tugend annehmen, das Verdienst aus dem Staube hervorziehen, und der Wissenschaft im Kittel ihre Belohnung verschaffen.

§ 21.

Alle Prinzen in Europa werden künftig ein scharfes Mandat wider diejenigen herausgeben, die nichts, als die Kunst, zu schmeicheln, gelernet haben. Mein Gott, was wird alsdann aus den Hofleuten werden, wenn die Prinzen das nicht mehr von ihnen hören wollen, was doch ihre einzige Wissenschaft ausmachte!

§ 22.

Etwas für die bekümmerten Seelen der falschen Münzer! Die Reichsgesetze haben ihnen bisher zu unbarmherzig mitgespielet. Aber getrost! ihr werdet eure Kunstgriffe künftig unbesorgt und in Ruhe treiben können, da ihr so viele erlauchte und gnädige Mitbrüder haben werdet. Die meisten Großen werden es nunmehro öffentlich gestehen, daß sie selbst

falsche

falsche Münzer sind. Wie so? Die langen Titel, die breiten Ordensbänder, die sie so theuer verkaufen, und die Belohnungen, welche sie den wirklichen Verdiensten zu geben glauben, was sind diese wol, wenn man sie bey dem rechten Namen nennet? Falsche Münze!

§ 23.

„Es begab sich den 5ten des Monats Junii 1755, daß zu Lindow zwey große so genannte Steinadler von 1 bis 4 Uhr des Nachmittags bey einem starken Geschrey in der Luft mit einander stritten. Als sie sich nun endlich verbissen, und mit den Klauen verwickelt hatten, fielen sie hinter dem königlichen Amte in die See. Der eine davon wurde sogleich aufgefangen. Den andern aber ergriffen die Wellen bey einem heftigen Sturm, und führten ihn mit fort, da er denn wol eine halbe Stunde auf dem Wasser zubringen mußte, bis selbiges ihn hernach ans Land trieb, wo man ihn ebenfalls fing. Man glaubte, diese Thiere würden, weil sie eine Zeitlang von einander gewesen waren, ihren Zorn haben fahren lassen. Allein, so bald man sie wieder zusammen brachte, fielen sie sich von neuem mit solchem Grimme an, daß man sie kaum von einander losreißen konnte. Sie sind beyde außerordentlich groß.„ *

Wie viele werden hier nicht Stoff zu Prophezeihungen finden! Stentor, der Schulgelehrte, soll zuerst seine tiefe und weisheitsvolle Wahrsagung hören lassen. Die beyden streitenden Adler in der Luft

* Siehe Num. 100 des hamburgischen unpartheyischen Correspondenten vom Jahre 1755.

sind ein paar gelehrte Grammatici, die aber zu viel gewaget, und sich mit ihren Streitigkeiten verstiegen haben. Aber so machen wir es, wir Gelehrte!

Nil nobis arduum est,
Cœlum ipsum petimus stultitia.

Was bedeuten diese Adler anders, als einen neuen unglücklichen Federkrieg? Der eine Adler, der von den Wellen fortgerissen ward, ist ein Sinnbild des überwundenen Gelehrten, welcher, wie Icarus, sein Unglück im Wasser fand.

Luctantem Icariis fluctibus africum.

Gewiß wird es ein paar junge Gelehrte betreffen, denen, wie dem Icarus, die Flügel noch nicht gewachsen sind. Einen alten versuchten Gelehrten kann diese Prophezeihung nicht treffen. Dieser stehet in dem härtesten Feuer, und wanket nicht bey den heftigsten Stößen. Ja, wie gesagt, ein junger unbärtiger Gelehrter muß ganz gewiß darunter verstanden werden; denn:

Quid fuit, ut tutas agitaret Daedalus alas;
Icarus immensas nomine signet aquas?
Nempe, quod hic alte, submissus ille volabat.
Nam pennas ambo non habuêre suas.

Aber ich zittere, wenn ich bedenke, daß die Prophezeihung auch mich, mich alten und versuchten Gelehrten, betreffen könnte. Das starke Geschrey und der beständig anhaltende Zorn dieser beyden Thiere läßt mich es fast muthmaßen. Wenn ich noch an den schweizerischen Krieg denke, o! so muß ich zittern, daß mir die Lenden beben. Doch,

O passi graviora! dabit Deus his quoque finem.

Was

Was prophezeihet Lucia, die Betschwester? Zwey streitende Adler in der Luft! Ach, mein Gott! das ist was Seltsames. Man sagt zwar, es wären Adler; aber wer weiß, was uns der Himmel für Bothen in ihnen zuschicken will. Alle Elemente und Thiere müssen ihm zu Gebote stehen. Gott hat viele Ruthen, womit er uns züchtigen kann. Er hat das Land mit Heuschrecken und mit Viehsterben heimgesuchet. Sollte er uns nicht hierdurch zeigen wollen, daß seine Strafen auch die Menschen treffen sollen? Ach! alles, wie Gott will! Nur mich nicht! — Wir sind zwar alle arme Sünder; aber mein Gebet, mein Singen — Nein, das wird der Himmel doch nicht thun, daß er die Gerechten mit den Ungerechten hinwegrafft! Aber ich besinne mich. Die vielen Spötter, die wir itzt haben, wie mein Gevatter, der Schulmeister sagt, und die alle daher kommen, weil sie nicht an Luthern glauben, und die Gesangbücher nicht für Gottes Wort halten, diese Spötter werden vermuthlich durch den einen Adler, der ins Wasser fiel, angedeutet. Hochmuth und Unglaube kommen vor dem Fall; und so, wie Lucifer gestürzet wurde, werden diese seine Kinder auch gestürzet werden. Es bedeutet dieser Streit gewiß den Sieg der Kirche, wenn er nicht den Fall des Antichrists anzeiget, wie mein Beichtvater, der Capellan, glaubet. Die Gerichte des Herrn sind unbegreiflich, und seine Wege unerforschlich!

Adrasten, den Patrioten, muß ich doch auch auf der Prophetenbühne erscheinen lassen. Er sitzet in seinem Lehnstuhle, stützet mit der einen Hand das

Haupt, und denket mit der andern durch die Tobacks-Pfeife. Er lieset das 100te Stück des Correspondenten vom Jahre 1755, fährt auf, räuspert sich, und grunzet: Da haben wirs! Habe ich das nicht immer gesagt? — Gott bewahre uns nur vor feindlichen Invasionen! — Zwey Adler, die sich so heftig mit einander herumbeißen — und das nirgends, als in unsern brandenburgischen Gegenden — Warum müssen es denn eben Adler seyn? — Sehet ihr nun wol, Herr Gevatter, daß die Bewegungen mit Rußland doch wahr seyn müssen. — Gott gebe nur, daß der eine von den Wellen fortgetriebene Adler nicht unser preußische Adler seyn mag! — Zwey Adler — und noch dazu zwey außerordentlich große Adler — Wen kann das anders bedeuten, als Preußen und Rußland? Ach! Herr Gevatter, mich dünkt, ich höre bey dem starken Geschrey, welches diese zwey Adler verursachet haben, schon die beyden Kriegsheere auf einander losgehen, und die Schwerdter rasseln.

Allein, was prophezeihe aber ich, ich, der ich mich anheischig gemacht habe, der Welt ihr künftiges Schicksal vorher zu verkündigen? Ich prophezeihe also aus dieser Begebenheit, daß sie — nichts bedeutet, und daß sich noch oft Adler mit einander streiten werden, wenn sie sich in der Luft begegnen, und wider einander aufgebracht sind.

§ 24.

Ein Wort im Vertrauen, mein lieber Herr Duns! Da Sie selbst ein Poet sind, so muß ich wol meine Prophezeihung an Sie ebenfalls in Versen abfassen.

Sollten

Sollten meine Verse auch nicht die besten seyn, was schadet das? Diese Prophezeihung wird doch niemand lesen, als Sie. Sie wissen schon, was ich damit sagen will. Hören Sie nur:

Die Welt, mein lieber Duns, die nun im Argen liegt,
Nicht mehr Verdienste kennt, und nur durch Ränke siegt,
Hat den Olympus selbst, zu Deiner Quaal, verdorben,
Dir Deinen Ruhm geraubt, und Schülern Ruhm erworben.
Das ist der Lauf der Welt! Ruf allen Leuten zu,
Daß Du Verdienste hast; es glaubts niemand, als Du.
Berufe Dich aufs Wort der Jünger, die Dich lieben,
Auf jede Wochenschrift, die sie mit Dir geschrieben;
Zeig der verdorbnen Welt ein jedes Titelblatt,
Wo Dich ein Bernigroth, ein Fritsch gestochen hat;
Nenn Deine Werke her, nenn zehn Editionen,
Und sieh! die böse Welt wird Deiner nicht verschonen.
Sie hat den Dichtern so, wie Prinzen, mitgespielt.
Hast Du doch gnug geschimpft, wenn Du den Zorn gefühlt.

Es herrscht auf dem Parnaß ein ketzerisches Wesen.
Man will nicht Reime mehr, man will Gedanken lesen.
Als wenn ein deutscher Kopf nun eben denken soll!
Reimt er nur rein und schnell, versorgt die Pressen wohl;
Sind seine Finger gut, und schnell zum Uebersetzen:
So ist er witzig gnug, so muß ihn Deutschland schätzen.

Doch, die verdammte Brut, die gar nicht deutsch mehr ist,
Der Britten Gründlichkeit, der Franzen Scharfsinn liest,
Sogar im Schutt Athens noch Stoff zum Witze findet,
Und ihn mit Roms Geschmack aus Neuerung verbindet,
Die kühn, wie Maro, denkt, und schwer, wie Flaccus, singt,
Voll Schwindel im Gehirn, sich zu den Wolken schwingt,
Die untersteht sich, den edlen Reim zu schmälen,
Und mit der Fremden Witz das Vaterland zu quälen.

Daß

Daß man ein deutsches Wort in römsche Ketten zwingt,
Und in Hexametern von Gott und Liebe singt,
Nicht um die Reime buhlt, und schließt der Vers mit Tugend,
Die Zärtlichkeit gebraucht, und nicht die liebe Jugend,
Dieß, sprichst du, gälte noch. Doch, das ist nicht erlaubt,
Daß man den Deutschen itzt die Kunst, zu kriechen, raubt.
Man will Schwung, Pracht und Witz, und Bilder, die erhaben,
Gedanken, die stets neu, nicht bloße Verse haben.
Sonst galt ein Lobgedicht auf einen braven Mann.
Wer itzt die Gönner lobt, den hört man nicht mehr an.
Man will kein Hochzeitlied, kein Todtenkarmen lesen.
O Zeit, reimreiche Zeit! du bist zu kurz gewesen.

Nein, Duns, sie dauert noch. Ich prophezeih es jetzt.
Noch hast Du den Olymp mit Deiner Schaar besetzt.
Ihr kriechet zwar am Fuß, und meßt die nahe Erde.
Warum? Es tragen euch die kleinsten Steckenpferde.
Den Hügel säht ihr gern. Der Hügel wär es werth.
Doch, warum reitet ihr auch nur ein Steckenpferd?

Wahr ists, der Pegasus läßt sich nicht leicht besteigen.
Man muß ihm theils den Sporn, theils das Gebisse zeigen.
Doch, beydes fehlet euch. Drum hüpfet nur in Ruh,
So, wie ein Heupferd hüpft, den Ewigkeiten zu.

Duns, Deine Ewigkeit will ich Dir prophezeihen.
Es wird, daß Du gereimt, den Enkeln nicht gereuen.
Sie finden Stoff in Dir, nicht wie man witzig denkt,
Nein, wie man sich der Welt als Narr in Versen schenkt.
Sey darum unbesorgt, daß Dich die Spötter höhnen:
Du wirst, Trotz ihres Hohns, noch manchen Reimer krönen.

§ 25. Ge=

§ 25.

Geront, ein Mann, der weiter kein Verdienst hat, als daß er reich ist, und der es sich zu einer Schande rechnet, mein Verwandter zu seyn, weil er ein Capitalist ist, und ich ein armer Autor bin; dieser Geront liebt keinen Tag seines Lebens so sehr, als den ersten Januar. Warum? Man wünschet sich alsdann einander eine gute Gesundheit und ein langes Leben, und darum ist es meinem Geront vornehmlich zu thun. Seiner Gesundheit hat er, außer einem jährlichen Anfall vom Podagra, nichts vorzuwerfen, und ein langes Leben ist ihm der Himmel seines Gebets wegen gezwungen zu schenken. Das heuchlerische Gebet aller Wucherer: „Zweyerley bitt „ich von dir, die wollest du mir nicht weigern, ehe denn „ich sterbe: Armuth und Reichthum gieb mir nicht;„ dieses Gebet ist sein täglicher Herzensseufzer. Und wenn er so lange leben bleibt, bis der Himmel dieses Gebet erhöret; so hat er noch eine lange Hoffnung zum Leben. Was kann man Geronten leichter prophezeihen, als daß er in dem folgenden Jahre viel rechnen, wuchern und beten, und dem allen ungeachtet es doch nicht gerne sehen wird, wenn der Himmel sein Gebet erhören, und ihm statt des Reichthums nur ein mäßiges Auskommen sollte zufließen lassen?

§ 26.

Der Herr Graf von M*** ist ein Herr, bey dem Vieh und Menschen nicht Noth leiden, außer die Leute von Verdiensten. So wichtig auch die gnädige Miene ist, mit der er die schönen Künste anlächelt, so

so finster wird doch diese hochgebohrne Miene, wenn die armen schönen Künste nach Brodt seufzen. Der Herr Graf ist ein Liebhaber der Dichtkunst, so, wie, leider! fast alle Großen in Deutschland die Künste lieben, ohne sie zu belohnen. Sein Informator ist ein Poet, und das ist sein Unglück. Der Herr Graf hat eine zahlreiche Familie, und es fallen in seinem Hause jährlich über zehen Geburtstage ein. Was muß der Informator thun? Er muß singen, das ist nicht anders. Es ist die Schuldigkeit eines Clienten gegen seinen Patron, und überdem ist ja ein Gedicht keine Predigt. Es möchte noch hingehen, daß der arme Dichter seinem gnädigen Herrn, der gnädigen Frau, den Junkern und Comtessen Verdienste anpassen muß; aber daß er mit diesem Zuschnitt nicht einmal so viel verdienet, als unsere heutigen Gratulanten, das ist betrübt.

Wie viele Poeten werden noch künftig den Herrn Grafen für einen Mäcen schelten, ehe sie erfahren, daß er bey einem sehr schlechten Geschmacke nur ein Mäcen nach der Mode ist! Aber meinem armen Informator, was prophezeihe ich diesem ehrlichen Manne? Wenn er Ihro Gnaden ankleiden, oder dem hochgebohrnen Herrn die Schuhe putzen wollte: so würde er vielleicht sein Glück machen; aber so lange er bey seinem Patron als Informator und als Poet in Diensten bleibet, so prophezeihe ich ihm, daß er in den künftigen Jahren bey seinen Versen eben so wenig Burgunder trinken wird, als in diesem Jahre. Aber dafür ist er auch nur ein bloßer Informator.

§ 27.

So lange Menschen gelebet haben, so lange hat es allerley Sorten von Thoren gegeben. Die blöden und einfältigen Narren sind noch immer erträglicher, als die eingebildeten und geschwätzigen; so wie die stillen lachenden Wahnwitzigen in einem Tollhause lange nicht so gefährlich sind, als die lärmenden Wahnwitzigen. Die Welt ist ein Schauplatz, wo der Arlequin seine Rolle eben so lustig spielen muß, als der Philosoph seine ernsthafte; nur mit dem Unterschiede, daß die Arlequine dieser Welt in so verschiedenen Trachten, Sitten und Handlungen auf der Bühne erscheinen. Oft löset den Purpur eines Prinzen der Chorrock eines Prälaten ab, und den Arlequin in Prose verdränget oft der Arlequin in Versen. Viele sind bey ihrer Narrheit offenbare Spitzbuben, und sie sind gedoppelte Spitzbuben, wenn sie einigen Anspruch auf den Witz machen. Andere haben, nebst der Miene, auch das Herz eines ehrlichen Mannes; aber sie sind bisweilen so sehr ehrlich, daß ihr gutes Herz sie wider ihren Willen zum Narren machet. Wenn man diese Thoren alle auf einmal übersiehet; wenn man sie alle handeln, und ihre Rolle entweder aus Absicht oder aus Gewohnheit spielen siehet, und zuletzt gewahr wird, wie sie alle weit eher ein Plaudite erhalten, als der Philosoph, der die ehrwürdigste Rolle zu spielen hat: so wird der ernsthafteste Mann bisweilen versuchet, ihre Mienen, Sitten und Handlungen anzunehmen. Denn was thut man nicht, um Beyfall und Brodt zu verdienen! Ich würde der Welt also ein Wunderwerk prophezeihen, wenn

ich ihr sagen wollte, daß die Anzahl der wahrhaftig ehrlichen Männer in dem zukünftigen Jahre sehr zunehmen würde. Ich kann es vielmehr für gewiß behaupten, daß die Narren so, wie bisher, die Haupt-Rollen spielen, und noch immer einen lauten Beyfall erhalten werden, so lange sie nur liebliche und nicht wahnwitzige Narren sind. Orphise, die schwatzhafte Orphise wird noch immer in Gesellschaften glänzen. Sie spricht viel, und sie spricht allemal schlecht, und von gleichgültigen oder nichtswürdigen Sachen. Aber, mein Gott! Orphise würde auch keine Närrinn mehr bleiben, wenn sie das nicht thäte. Sie will bemerket seyn. Sie muß also ihre Rolle spielen; und weil sie glaubet, daß ihr keine Rolle so gut kleidet, als die Rolle einer Thörinn, so muß sie eine Närrinn werden. Nun wird sie bemerket. Die ganze Gesellschaft schweigt, und sie spricht. Wie viele Schönen, die des beständig todten Gespräches mit ihrem Fächer endlich müde sind, werden inskünftige der Orphise nachahmen! Sie werden zwar alle Närrinnen seyn; aber man wird doch auf sie sehen, und das haben sie ja nur gewollt.

Der alte Hauptmann Puff wird auch in seinem Alter nicht aufhören, seine abgenutzten Spöttereyen zu wiederholen. Es ist wahr, sein Witz ist ziemlich corporalmäßig; aber man muß sich dieses nicht wundern lassen. Er war schon als Corporal ein witziger Kopf; und weil man dieß, leider! nicht leichter, als auf Kosten der Religion, werden kann, so hat er mit der Religion gebrochen, ungeachtet er sonst, ehe er Hauptmann wurde, recht gut mit ihr zufrieden war.

Die

Die Arlequine in der Freydenkerey sind immer die lustigsten und niederträchtigsten Narren; aber eben diese niederträchtigen und lustigen Possenreißer haben gemeiniglich in der Welt das beste Ansehen, und das ist für unsern Hauptmann schon genug. Er will nun durchaus nichts glauben, folglich muß er spotten; und weil er nicht witzig spotten kann, so muß er als Skaramuz zu den liederlichsten Schwänken seine Zuflucht nehmen, und so die Religion anfallen. Ich kann meinem Hauptmann nicht prophezeihen, daß er jemals nur ein erträglicher Narr werden wird: denn hierzu hat er bereits zu viele Jahre; aber das prophezeihe ich unsern andern Hauptleuten, daß sie ihre Rollen wenigstens eben so spielen müssen, wenn man sie für das halten soll, womit sie in Gesellschaften so gerne wollen bemerket seyn. Wenn der Pöbel Spöttereyen der Religion hören mag, so will er nur die Possenreißer unter den Deisten hören. Unsere Officiers, die also durch Spöttereyen gefallen wollen, müssen sich schlechterdings zu diesen Schwänken herunter lassen, weil man inskünftige genug Ursache haben wird, alle diejenigen zum Pöbel zu zählen, die so dreiste und unverschämt über die Religion spötteln, wenn es auch gleich Männer mit den wichtigsten Mienen seyn sollten.

§ 28.

Die Menschen thun beynahe alles aus Gewohnheit. Selbst ihre Tugenden sind Modetugenden. Oft ist ihr Geschmack ein Irrthum; aber da dieser Irrthum durch die lange Gewohnheit und durch den überein-

stimmenden Beyfall authorisirt ist, so wird er der allgemeine Geschmack einer Nation. Daher kommt es, daß gewisse Völker oft in den Fehlern der Natur eine Schönheit suchen *. Ein gewisser Chevalier, der Italien besehen wollte, mußte wegen einer ihm zugestoßenen Krankheit in einem kleinen Dorfe des Alpen-Gebirges verweilen. Es ist bekannt, daß die Einwohner dieses Gebirges alle starke Leute sind, und Kröpfe haben. So bald der Chevalier sich besser befand, gieng er an einem Sonntage in die Kirche, die Messe zu hören. Die Leute dieses Dorfes hatten in ihrem Leben keinen so wohl gebildeten und reich gekleideten Menschen in ihrer Kirche gesehen. Sie fingen daher alle laut an zu schreyen, als er aus der Kirche gieng: „Ach! wie schön würde dieser Mensch „nicht seyn, wenn er einen Kropf hätte!„

Ein Einwohner von Numidien wird seine braune Schöne allemal einer weißen Europäerinn vorziehen. Es kann seyn, daß er auch diese zuweilen für schön hält; aber er wird sie doch allemal, nach dem Geständnisse des Addissons, nur für eine Schönheit halten, die noch nicht zur Reife gekommen ist.

So denken die Menschen in allen Dingen. Das Clima, die Mode und die Gewohnheit haben an ihrem Geschmack, und sogar an ihren Handlungen den meisten Antheil. Wie viele sind nicht aus Gewohnheit ehrlich, die in andern Umständen offenbare Spitzbuben würden gewesen seyn! Dieser Satz gilt selbst bey der Religion. Es kann seyn, daß das Clima

* Siehe Academie des Graces, par Mr. *L. le M****. à Paris. MDCCLV. pag. 75.

Clima viel zur Schwärmerey beyträgt; aber die Mode und die Gewohnheit doch gewiß das allermeiste. Orgast ist der eifrigste Verehrer der Religion. Seine Verehrung schweifet bis zur Schwärmerey aus, da er alle Pflichten der Religion auf das strengste ausübet, nur die nicht, die sie will ausgeübet haben. Die Schwärmerey ist in der ganzen Familie des Orgasts eine Modetugend. Sein Urvater war ein Schwärmer; sein Großvater war ein Schwärmer. Kurz, sein ganzer Stammbaum trug der Schwärmerey Früchte. Orgast hat in seiner Jugend nichts, als Gesang-Bücher und Postillen, gelesen, und keine andere Gesellschaften besuchet, als die Versammlungen seiner Betbrüder. Er verachtet alle diejenigen, welche nicht so denken, oder nicht so viel beten, als er; und bey aller seiner Frömmigkeit zeiget er doch ein menschenfeindliches Herz. Er spottet über einen jeden, und er ist mit keiner Religion, als mit der seinigen, zufrieden. Orgast ist also nur aus Gewohnheit fromm. Er würde der abgefeimteste Bösewicht und der ärgste Religionsspötter seyn, wenn ihn nicht die Mode seiner Familie zu einem Schwärmer ausgebildet hätte.

Wie viele Familien werden in dem künftigen Jahre dem Staate Spitzbuben mit ehrlichen Mienen, und der Kirche Schwärmer mit der Maske der Religion erziehen!

§ 29.

Hier, mein Freund, ist dein Manuscript. Du willst ein Autor werden, und noch dazu ein Autor

in Versen? Das ist betrübt! Wenn du dich und deine künftige Familie lieb hast, so thue es nicht. Es ist wahr, du bist keiner von den unbärtigen Schriftstellern, deren das deutsche Publicum beynahe müde ist. Du verbindest mit der Gründlichkeit der Alten auch den Witz der Alten und der Neuern. Aber, mein lieber Philet, wird dir diese Gründlichkeit und dieser Witz auch Brodt verschaffen? Brodt! sprichst du; warum nicht? Wer schützte und belohnte die Künste bey den Griechen und Römern? Thaten es nicht die Großen? Ja, mein Freund, das waren auch Griechen und Römer. Aber ein deutscher Schriftsteller — Bedenke einmal, mein Freund — Dieser Name ist fast zum Schimpfworte geworden. So! — Belohnen die deutschen Mäcenen die Künste nicht? Da siehest du, daß ich erst anfangen will, ein Autor zu werden, weil ich die Güte der Mäcenen noch nicht erfahren habe. Aber, um Gottes willen, wer soll denn den Künsten Brodt geben, wenn es die Großen nicht thun? Nun wundere ich mich nicht mehr, warum wir Deutschen erst so spät angefangen haben, witzig zu werden, und warum wir wirklich so wenig gute Schriftsteller haben. Das ist ein Beweis, daß wir Deutschen mehr wagen, als irgend eine andere Nation. Wenn kein Colbert, kein Ludewig der XIV. und keine Anna gewesen wäre, vielleicht würden Frankreich und England nicht so viele Genies haben. Wie gesagt, wenn du noch einen guten Magen hast, so laß den

Anspruch

Anspruch auf das Autorenhandwerk fahren. Was ich dir prophezeihe, ist kurz dieses: Schreibe so, wie du itzt schreibest, bey einer andern Nation, aber nur um Gottes willen nicht deutsch — und glaube, du wirst dein Glück machen. Denn es ist wahr, was Beaumelle sagt, daß die schönen Wissenschaften nirgends belohnet werden, als in Paris, in London, und höchstens in Amsterdam. Wirst du aber ein deutscher Autor werden, so ist dieß dein Schicksal in der Kürze: Dein Verleger bezahlet jeden Bogen mit einigen Thalern, und oft sehr ungerne. Die Schönen lesen dich, erkundigen sich nach dir, und wünschen dir einige Küsse, die aber nur bloße Wünsche bleiben. Der Kaufmann lieset dein schnacksches Zeug, wie er es nennet, des Abends beym Tobacke durch, lachet, gähnet und schläft ein. Er lobet dich ins Gesicht; aber er verkaufet dir seine Waare nicht um einen Sechsling wohlfeiler. Der Hofmann läßt sich dein Werkchen von seinem Kammerdiener vorlesen, um die Zeit zu vertreiben. Aber er schilt dich einen Pedanten, weil du den Adel angreifest, und von ihm verlangest willst, daß er klug und gelehrt seyn soll. Der Hof — Kurz, mein Freund, man wird dich bisweilen lesen, oft loben, aber noch öfterer tadeln; und wenn du es auch in der erhabensten Ode sagen würdest, daß dich hungert, so wirst du mit Recht hungern müssen: denn du bist ein deutscher Autor — Ich mag meine Prophezeihung nicht bis zu deinem Tode treiben — Vielleicht möchte ich dir eben das Schreckliche wahrsagen,

was jenem Märtyrer der Wahrheit * begegnet ist, ungeachtet dergleichen Märtyrer itzt eben so rar, als die Märtyrer der Religion, seyn möchten.

§ 30.

Die Menschen sind gewohnt, gewisse Laster aus keiner andern Ursache zu tadeln, als weil sie zu unvermögend sind, eben dieselben Laster zu begehen. Erast strafet den wollüstigen Jesmin; aber Erast hat einen kränklichen Körper, und, was noch mehr, einen Körper, der eben durch die Wollust kränklich und abgenutzt geworden ist. Dorant schimpfet auf den kargen Gargil; aber eben dieser Dorant fluchet auch alle Tage auf das Schicksal, das ihn nicht so bemittelt hat lassen gebohren werden, als Gargilen. Es bleibet ewig wahr, so wie das die stärksten Verehrer des Aberglaubens sind, die vorher nichts geglaubet haben, so eifern auch die am meisten über die Laster, die vorher entweder allen Lastern ergeben waren, oder welche gewisse Laster wegen der Kostbarkeit derselben nicht mitmachen konnten. Wie viele Satyrenschreiber können hier ihr leiblich Angesicht im Spiegel beschauen, und sehen, wie sie gestaltet sind! Ist es nicht oft eine heimliche Unzufriedenheit, daß wir so sehr auf den Reichen schmälen? Sollte Seneca, der so schön von der Verachtung des Reichthums geschrieben, wirklich so gleichgültig gegen die Güter dieser Welt gewesen seyn? Es scheinet mir allemal verdächtig zu seyn, wenn ein Philosoph, der doch immer

* Siehe Rabners Satyren, 1. Theil: Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit.

LB Coburg

immer ein Mensch bleibet, von der Verachtung des Reichthums prediget. So stolz auch dieser Titel klinget, so widersprechend ist doch sein Inhalt. Ist es nicht besser, von dem rechtmäßigen Gebrauche des Geldes, als von der Verachtung desselben, Regeln zu geben? Aber so seyd ihr Philosophen alle. Eure Tugenden, die ihr den Leuten durch alle Schlüsse her demonstriret, sind Chimären, so bald es auf die Probe der Ausübung ankommt. Ey, mein Gott! warum setzet ihr nicht lieber diejenigen Tugenden in ein helleres Licht, die sich für die Menschen schicken, die ihnen so angenehm zu erfüllen, und zu deren Erfüllung sie gleichwol so träge und saumselig sind? Muß man sie denn nur an Pflichten erinnern, die man sich selbst erdacht hat, weil sie prächtig in die Ohren fallen, und dabey diejenigen Pflichten vergessen, deren Name eben so natürlich ist, als der Grund, woraus sie fließen?

Diesen Fehler habe ich an den meisten Sittenbüchern der Heiden und der Christen bemerket; und ich darf ebenfalls wenige Satyrenschreiber ausnehmen, so haben alle die andern oft Laster gescholten, die vielleicht ihre Schooßsünden würden gewesen seyn, wenn sie nicht zu manchen Sünden zu arm, zu schwächlich, und vielleicht gar zu alt wären. Wie wenig werden künftig die Philosophen und die Satyrenschreiber erbauen und bessern, wenn sie mit der Lehre von den Pflichten der Menschen widersprechend, und mit der Bestrafung der Laster so partheyisch und persönlich umgehen wollen!

§ 31.

Ein glückseliges neues Jahr, mein lieber Herr Medicinae Practicus! Wenn Sie, mein alter Herr Mixtur, nicht Doctor legitime promotus wären; so würde ich mich wol hüten, Ihnen so viel Heil und Segen anzuwünschen. Aber da die Menschen doch nicht ewig auf dieser Welt bleiben können, und Sie den Beruf haben, dieselben kunstmäßig und legitime von der Welt zu schaffen; so prophezeihe ich Ihnen allen Fortgang in Ihrer Kunst. Die Welt wird ihre Bitte an Sie mit der meinigen verbinden. Sie hat so viele ewige Geschöpfe, deren sie endlich müde ist. Wissen Sie was, Herr Doctor, an welchen Personen Sie Ihre Kunst versuchen sollen? In den Domkapiteln würden Sie erstaunend zu thun bekommen. Unter den Landedelleuten und Patriciis giebt es eine Menge Siebenschläfer, die der Erde schon über funfzig Jahre die unerträglichste Last gewesen sind. Da die Welt und ich versichert sind, daß Sie Personen, die am hitzigen Fieber liegen, und keine Ruhe haben, mit sehr weniger Medicin eine ewige Ruhe verschaffen können; o! so gehen Sie doch, ich bitte Sie, in das Haus des jungen Edelmanns, Chrysander, der jungen Fräulein von Y***, und in die Häuser unserer meisten Stutzer und Buhlerinnen. Sie haben alle einen Anfall von der Hitze. Sie sind alle der Gesellschaft zur Last. Etwas Opium, Herr Doctor, oder so etwas, das am geschwindesten hilft! Ich prophezeihe Ihnen, daß die Welt Ihnen für diesen Dienst sehr verbunden seyn wird.

§ 32. Aber,

§ 32.

Aber, Herr Phanor, boshafter Herr Doctor, auf Sie bin ich recht böse. Sie machen ja alle Welt wieder gesund. Wenn Sie so fort curiren wollen, so werden die Narren ewig leben: denn dieses Geschlecht lachet sich auf Kosten der ganzen klugen Welt einen gesunden Körper. Sie haben lange noch nicht so viel Erfahrung, als der alte Herr Mixtur. Sie sind noch zu jung. Ja, ich bin jung; aber deswegen bin ich doch nicht ohne Erfahrung. Denn was gehöret dazu? Aufmerksamkeit und ein gutes Gesicht. Und nun wissen Sie ja wol, wie ein gewisser Bel Esprit saget, daß man in der Jugend besser sehen kann, als im Alter. Alles ganz gut, Herr Doctor, alles ganz gut! Mein Arzt, der Arzt meiner Freunde, und der Arzt unserer Mägdchen sollen Sie allemal bleiben. Aber, daß Sie auch da Arzt sind, wo Sie nur der Accoucheur des Todes seyn sollten, das kann ich Ihnen nicht vergeben. Wissen Sie, Herr Doctor, was ich Ihnen prophezeihe? Aesculap machte die Todten wieder lebendig, und seine Söhne, die Mediciner, machen aus den Lebendigen Todte. Da Sie also, mein Herr Doctor, die Ordnung dieser Aesculapssöhne umkehren, so wird man Sie einen Bastarten der edlen Heilkunst nennen. Von allen denen, die Sie im künftigen Jahre curiren, werden Ihre Herren Collegen sagen, daß die Krankheit gar nicht zum Tode gewesen sey. Ich will recht boshaft lachen, wenn man Ihnen diesen Vorwurf machen wird. Könnten Sie auch

nicht wenigstens dem Publico den kleinen Dienst leisten, daß Sie jährlich nur einige zwanzig Narren in die andere Welt schickten?

§ 33.

Vorgesehen! Diese Sprache der Sänftenträger und der Arbeitsleute in großen Städten hat mir oft Anlaß zu vielen Gedanken gegeben. Ich bin allemal lieber einem bepackten menschlichen Lastträger ausgewichen, als einem dicken Sänftenträger, der eine eben so dicke Maschine von einem Hause zum andern wälzet. Das Vorgesehen der Sänftenträger schien allemal mit einem vielbedeutenden Tone ausgesprochen zu werden. Da ich mich ein wenig auf die Gedanken der Menschen verstehe, und sich allenfalls aus der Sprache und dem Tone der Leute ein ziemlich gewisser Schluß machen läßt; so prophezeihe ich den meisten Sänftenträgern, daß sie sich mit ihrem Vorgesehen künftig noch die Schwindsucht erschreyen werden, wenn sie es den Vorbeygehenden so oft zurufen wollen, so oft sie bloß menschliche Maschinen zu schleppen haben.

§ 34.

Alle Welt will glücklich seyn, und es sind doch so wenige, die zu diesem höchsten Gute gelangen. Der Philosoph schlägt die besten Mittel dazu vor, und er ist es doch selbst so wenig, daß man fast ein Mistrauen in seine vorgeschlagenen Mittel setzen sollte. Was ist wol die Ursache? Keine andere, als der falsche Begriff der Glückseligkeit. Fast alle setzen das Wesen derselben in die Zufriedenheit; aber sie reden so unbestimmt, so verschieden, oder auch so stoisch

von

von derselben, daß diese Zufriedenheit mehr eine Chimäre, als ein wahres Gut, und mehr eine Last, als eine angenehme Tugend, seyn muß. Man will aus dem Zufriedenen einen Unempfindlichen bilden, und diese Unempfindlichkeit soll eine Glückseligkeit seyn. Arme Moralisten! so sehr betrieget ihr das menschliche Herz. Man will aus dem Menschen einen Philosophen machen, ehe man ihn zum Menschen gemacht hat. Dieses ist die wirkliche Ursache, warum wir so wenige wahre Philosophen, und folglich keine wahrhaftig zufriedene und wahrhaftig glückselige Erdbürger haben. Kann ich wol meinen Mitbrüdern was Gewisseres prophezeihen, als daß die wahre Kenntniß des Menschen *, die Untersuchung seines Ursprungs, und der Ungleichheit unter einander, die theils auf physikalischen, theils auf moralischen und politischen Gründen beruhet; die Wissenschaft der Pflichten, welche die Menschen in der Gesellschaft auszuüben haben; die Erkenntniß der Trostgründe, die wir bey den vielen und abwechselnden Unglücksfällen dieses Lebens als die heilbarste Arzeney ansehen müssen; daß alles dieses, sage ich, bey den wenigsten der Weg zur Zufriedenheit, und folglich auch zur Glückseligkeit seyn wird? Mein Freund, Lycander, der vielleicht itzt in dem Glücke säße, worinn sich Neran brüstet, wenn er eben so niederträchtig und boshaft gewesen wäre; dieser mein Freund, der bey allen

* Man erinnere sich hierbey an die schöne Schrift: *Discours sur l'Origine et les Fondemens de l'Inégalité parmi les Hommes.* à Amsterdam. MDCCLV. die den bekannten genevischen Bürger, Johann Jacob Rousseau, zum Verfasser hat.

allen seinen Wissenschaften und bey seinem guten Herzen Mangel leiden muß, wird nur bloß durch die Hoffnung besserer Zeiten zufrieden werden. Ich würde wenig bey ihm ausrichten, wenn ich ihm ein unvermeidliches Schicksal entgegen setzen, und ihn dadurch beruhigen wollte. Das hieße ihn noch mehr niederschlagen, statt ihn aufzurichten. Wie oft habe ich ihn mit der Nothwendigkeit der ungleichen Austheilung der Glücksgüter beruhigen wollen! Aber, so war seine Antwort, warum macht denn der Himmel keine bessere Eintheilung damit? Es ist wahr, wir können nicht alle reich seyn. Aber dort seufzet Miren, der Menschenfreund, welcher gewiß alle Welt glücklich machen würde, wenn er Vermögen hätte, und nun muß er mit seinen fünf Kindern selbst Hunger leiden. Hier lärmet der Schwälger Orgast, der sein ganzes Vermögen dazu brauchet, durch kostbare und wiederholte Ausschweifungen seinen Körper zu verzehren, aber der nicht eine einzige seufzende Tugend aus dem Staube ziehet. Müssen denn eben die Bösewichter begütert, und die redlichen Männer dürftig seyn? Wie oft, wie oft finde ich nicht Ursache, an eine besondere göttliche Vorsehung zu zweifeln!

Was würde ich ausrichten, wenn ich Lycandern durch alle Schlüsse die Unvermeidlichkeit des Schicksals, die weisen Absichten des Schöpfers, und die verborgenen Geheimnisse desselben beweisen wollte!

Er

Er würde mir vielleicht Recht geben. Aber würde ich ihn mehr beruhigen? Ich würde endlich einen Stoiker, aber niemals einen Zufriedenen aus ihm machen. Es muß also etwas Menschliches, etwas Leichtes und Begreifliches angewandt werden, meinen Freund nur einigermaßen zu beruhigen. Kurz, ich muß mehr wie ein Mensch, als Philosoph, mit ihm reden. Die Hoffnung, so eitel und wankend sie auch bisweilen wird, ist doch eine Stütze, die der schwache Mensch gebrauchet, um sich auf einige Augenblicke von dem Rande der Verzweifelung zu retten. Lycander hat viele Bücher von der Zufriedenheit gelesen. Die meisten moralisiren schön, wie er sagt; aber sie lassen ihn alle hülflos. Ich weiß keinen bessern Rath, als meinen Freund auf eine angenehme Art zu betriegen. Ich muß ihn, der so menschlich denket, bloß mit der Hoffnung aufrichten, daß sein Zustand, der itzt so betrübt scheinet, sehr leicht und geschwinde verändert werden könne. Ich muß ihm Exempel von Personen anführen, die vor zehen Jahren eben so kleinmüthig waren, als er, und die nunmehro die Früchte ihrer Hoffnung einerndten. Ich kann mir und meinem Freunde prophezeihen, daß diese Vorstellung ihm weit eher schmeicheln und aufrichten wird, als der Gedanke eines unvermeidlichen Schicksals.

So viel ist daran gelegen, daß man uns die bittern Wahrheiten der Philosophie einigermaßen versüße!

§ 35. Ich

§ 35.

Ich speisete neulich in Hamburg bey dem Herrn ***, und hatte das Unglück, lauter witzige Köpfe anzutreffen. Zweene verguldete Menschengesichter waren die Redner in dieser Gesellschaft. Ein Licentiatus Juris, dem seine Jugend ein Recht zur Verwegenheit und zu Machtsprüchen zu geben schien, zankte sich mit einem Doctore Medicinae, der vielleicht in seinem Leben mehr griechisch, als witzig, gesprochen, über den Zustand der schönen Wissenschaften in unserm armen Vaterlande. Ja, das müssen Sie mir doch zugeben, behauptete mein süßer junger Herr, daß wir in Deutschland keinen Popen, keinen Steelen und Addisson haben! Aber, mein Herr Licentiat, so fiel ihm der Doctor ins Wort, wofür halten Sie denn Gellerten, Hagedorn und Hallern? — Ja, die Männer sind alle recht gut, aber ein jeder in seiner Art. Hagedorn hat ein recht munteres Genie; aber Hallern kann man in seinen Versen eine wahrhafte Melancholie ansehen. Voltaire ist ein recht guter Dichter; aber, mein Gott! welch ein elend Gedicht ist sein Sieg bey Fontenoy! Doch, mein Herr Licentiat, was sagen Sie denn von unserm Rabnern? Gelt! der giebt Swiften und keinem Engländer etwas nach? Ach, mein Herr, (hier spricht der Licentiatus Juris) Rabner ist ja nur ein bloßer Satyricus! Und was gehöret denn dazu? Nichts mehr, als ein Bischen Witz.

Ich wollte dem Herrn Licentiato Juris gleich zurufen, daß er gewiß selbst ein Satyricus seyn müßte. Allein, ich konnte für Lachen nicht zur Sprache kommen. Der Streit über Rabnern, den der Doctor noch besser vertheidigte, als ich geglaubet hatte, endigte sich endlich damit, daß sie mit den Weingläsern zusammenfuhren, und recht zufrieden ausriefen: Es lebe Rabner! Ja, wahrhaftig, betheuerte der Doctor, wenn er wüßte, daß wir itzt seine Gesundheit tränken, er würde gewiß zweymal auf die unserige Bescheid thun.

Er würde es wol bleiben lassen! Dieß waren meine Gedanken. Ich beklagte mich und meinen Freund, daß wir diesen Abend auf eine so entsetzlich witzige Art gequälet wurden. Aus der ungeheuern Menge Schriftsteller, die der junge Licentiat anführte, prophezeihete ich ihm sogleich, daß er mit der Zeit ein lebendiger Nomenclator werden würde. Und weil heut zu Tage Doctors und Licentiaten Witzlinge sind, da alle Welt gerne witzig seyn will; so prophezeihe ich meinem Freunde noch sehr viele geplagte Abende, weil noch oft sein Essen von den witzigen Kritiken der Doctors und Licentiaten wird gewürzet werden.

§ 36.

Der Reichthum ist nicht selten ein Gefährte der Faulheit und des Unverstandes, und Blödsinn und Trägheit sind gemeiniglich die Vorzüge der vornehmen Männer mit wichtigen Mienen und prächtigen Titeln. Unverstand und Faulheit haben von undenklichen

Zeiten eine Menge Müßiggänger in den Klöstern ernähret, die sich bey dem aufgelegten Gesetze der Armuth besser standen, als die heutigen Finanzenpächter. Die Domherren in unsern Stiftern sind meistentheils privilegirte Müßiggänger; und weil die Präbenden gemeiniglich gut mästen, und ein feister Körper die Seele zu ihrem größten Schaden auch feist zu machen pfleget: so geschiehet es, daß die meisten dieser fetten Herren blöden Verstandes sind. Ich kenne einen Domherrn, der zwar kränklich, und gar nicht das Unterkinn eines Prälaten hat; aber man kann es ihm schon aus seinen Gesichtszügen lesen, daß er in der Welt zu nichts fähiger war, als zu einem Domherrn. Er besitzet ein großes Vermögen. Er hat sich drey Jahre auf Universitäten beschmausen lassen. Er kann tapfer zechen; und sein abgenutzter Körper beweiset, daß er auch in der Schule der Venus kein Lehrling gewesen. Bey allem diesen besitzet er noch den Vorzug der Domherren: Er hat nicht ein Quentchen Witz, und kaum so viel Verstand. Ich erinnere dieses bloß zum Troste dieses ehrlichen Mannes. Man warf ihm unlängst in einer Gesellschaft sein Unvermögen zu einem Domherrn vor. Allein, ich prophezeihe ihm, daß er, ungeachtet seines schwächlichen Körpers, doch in kurzem Probst werden wird. Was ihm an dem dicken Körper eines Probstes fehlet, das kann er leicht mit seiner Seele ersetzen.

§ 37.

Die unverschämten jungen Herren, die ihren kleinen Narren so gerne spielen, werden niemals mehr

mehr lächerlich, als wenn sie gegen das Frauenzimmer auf eine unwitzige Art verliebt seyn wollen. Die Schönen können nicht immer mit Anstand den Anfällen dieser Verwegenen ausweichen; und oft werden diese Herren noch immer dreister, je mehr man sie zu beschämen suchet. Was soll man mit diesen Leuten anfangen? Sie öffentlich zu Schanden zu machen, das wäre zu unbarmherzig. Sie durch Satyren zu bessern, das hieße die Narren erst recht berühmt machen wollen. Ich will hier einer Freundinn öffentlich den Rath geben, den ich ihr schon vor einigen Wochen gegeben habe. Sie hat ebenfalls nicht immer Gelegenheit, den Witz der Stutzer zu fliehen. Sie ist sehr oft gezwungen, alsdann den Thoren anzuhören, wenn sie kurz vorher selbst über ihn gespottet hat, oder im Begriff ist, ihn lächerlich zu machen. Ich schickte ihr an einem Abend, wo sie von solchen Herrchen war belagert gewesen, folgendes Gedicht:

O, gönne mir doch das Vergnügen,
Das Heer der Narren zu besiegen!
Dein Blick ist Dir ja Waffen gnug.
Die Herren sind zwar oft verwegen.
Von Spott und Lachen, selbst von Schlägen
Wird diese Dummheitsbrut nicht klug.

Wenn Stutzer Dir zur Seite lärmen,
Und goldne Westen um Dich schwärmen,
Alsdann laß Deine Allmacht sehn.
Ein finstrer Blick ist hier der beste.
Grüß seitwärts jede reiche Weste.
Lach bitter, und dann laß sie stehn.

Wer wollte sich die Mühe nehmen,
Den Schwarm der Thoren zu beschämen?
Ihr kühner Muth wird nur gestärkt.
Kein feiner Tadel macht sie besser.
Sie werden durch Satyren größer,
Die Narren, die man sonst nicht merkt.

Nein, laß den Spott uns niemals wählen.
Der niedre Thor wird auf uns schmählen,
Wenn sich der hochgebohrne rächt.
Laß uns durch Lachen sie besiegen:
Dann lebt uns selber zum Vergnügen
Der Dummheit erbliches Geschlecht.

Ich prophezeihe dieses meiner Freundinn, und einem jeden klugen Frauenzimmer. Sie gebrauchen alsdann die Narren dazu, wozu man sie gebrauchen muß, nämlich öffentlich über sie zu lachen, und heimlich sie zu verachten.

§ 38.

Ich höre erstaunenswürdige Prophezeihungen, so oft die Zeitungen von den itzigen Bewegungen in America melden. Es reden bey dergleichen Umständen oft Leute von Staatssachen, die ihren eigenen kleinen Staat nicht in Ordnung zu erhalten wissen. Sie bestimmen Feldzüge, Seetreffen, Eroberungen und Siege, und sie urtheilen mit einer Zuversicht, als ob sie die geheimen Secretairs in den Kabinetten der großen Herren wären. Da man die Orakelsprüche dieser politischen Kannengießer kennet, so will ich ihre Prophezeihung hier nicht wiederholen. Allein, wenn die Bewegungen gegründet seyn sollten,

womit

womit die angefangenen Mishelligkeiten in einem andern Welttheile bereits gedrohet haben; so prophezeihe ich zwey Dinge, die gewisser sind, als die Aussprüche unserer ehrlichen Patrioten. Einmal wird die Erde von einer Menge Geschöpfe befreyet werden, die ihr zur unerträglichsten Last geworden sind. Man braucht kein Menschenfeind zu seyn, um den Satz zu behaupten, daß die Zahl der ehrlichen Männer und der nützlichen Glieder des Staates ungemein klein sey. Das Publicum ist, wie Sidney * sagt, der vielen ewigen Geschöpfe endlich einmal müde; und da sich keine bessere Gelegenheit zeiget, diese Geschöpfe um ihre Ewigkeit zu bringen, als der Krieg, so wird sich die Welt in der That von der Last derselben befreyet sehen. Meine zwote Prophezeihung, oder besser, meine zwote Wahrheit ist diese: Das barbarische Vergnügen des Krieges und der elende Tod so vieler braven Leute wird fast in allen Gemüthern den sanften Gedanken der Menschlichkeit rege machen, und das Herz wider diejenige Raserey aufbringen, die mit eine Folge der Ungleichheit der Menschen und ihrer Güter unter einander ist. Ist es nicht betrübt, daß die Menschen, die natürlicher Weise so sehr auf ihre Erhaltung bedacht sind, alle Kunstgriffe anwenden, sich derselben gänzlich zu berauben! Menschen, die alle Brüder sind, müssen sich erwürgen, und das oft bloß, den Ehrgeiz ihres Fürsten zu befriedigen. Kein Gedanke ist bey mir so barbarisch, als der Krieg. Ich bin zu menschlich,

* Eine Comödie gleichen Namens in den Oeuvres de Mr. Gresset.

als daß ich den Erdboden verwüstet, und meine Mitbrüder erwürget sehen will. Wie glücklich würden die Menschen seyn, wenn sie alle nach ihrem Herzen handelten, und wenn dieses Herz keiner andern, als menschlicher Empfindungen fähig seyn könnte! Ich mag nichts von den Gründen wissen, womit man mir die Nothwendigkeit der Kriege erklären will. Möchte man doch lieber auf Gründe denken, wodurch man die wahre Menschenliebe, das edelste Gut für die Bewohner der Erde, allgemein machen kann! Ein jedes Gedicht, das die Thaten der Krieger besinget, ist in meinen Augen ein Tribut, den man der Grausamkeit, der Feindinn des menschlichen Geschlechtes, opfert. Die Eroberer muß man vergessen. Nur die Menschenfreunde verdienen eine Ewigkeit.

§ 39.

Und so ist es denn geschehen! Germanien ist der Sitz der Wuth, der Verheerung, des Abscheues und des Jammers geworden. Seine Fürsten, welche die Zwietracht an den äußersten Enden Deutschlands mit demantnen Ketten gefesselt hatten, haben selbst, haben mit tausendmal Tausenden dieß Ungeheuer auf ihre Brüder, auf ihre Kinder, auf ihr Eingeweide losgelassen. O! wie sind die Götter der Erden, welche die Menschen beglücken sollten, die Peiniger der Menschen geworden! Schon vier Jahre hat durch sie der gefräßige Krieg sein blutiges Panier ausgestecket, hat die entfesselte Zwietracht Deutsche wider Deutsche empöret. Noch nicht des Jammers genug! Auch entfernte Nationen hat sie, zu deiner

ewigen

ewigen Schande, Germanien, wider dich empöret. Der würgende Tod herrschet auf deinen Gebieten, die weite, wilde Verwüstung auf deinen Fluren, das Klagen in deinen Thoren, und Noth, Jammer und Verzweifelung in den Herzen deiner Kinder. Nicht umsonst waren dir, Germanien, von der Vorsehung viele Fürsten zum Schutze verliehen. Sie waren ein Damm vor allen wilden Fluthen der Feinde, die mit Ungestüm, selbst von dem Orte, wo die Weichlichkeit ihren Sitz aufgeschlagen, so gerne zu deiner Verheerung hereinzubrechen droheten. Aber dießmal, o Deutschland, brachen sie nicht herein. Du selbst hast den Damm zerrissen, der vor ihren Fluthen aufgethürmet war, und nun helfen sie deine Staaten mit deinen eigenen Waffen verheeren, und werden, zu ihrer grausamen Freude, dich auf Jahrhunderte entkräften. Schreckliche Prophezeihung für dein Schicksal, zerrüttetes Vaterland! Die spätesten Nachkommen werden sich schämen, daß ihre Väter deine Feinde gewesen. Drey Jahre sind, leider! schon blutig ins Meer der Ewigkeit, zu deinem stets quälenden Gedächtnisse, geflossen. Auch dieß barbarische Jahr schreibet die Geschichte mit Thränen und Blut ins Buch der Zeiten, und die Nachwelt wird das Andenken deiner Wuth und deiner blutigen Siege mit Zittern und Klaggeschrey feyern. Die kommenden Dichter werden in bleibenden Satyren die Schande des deutschen Namens, Frankreichs gelungene Absichten, und Germaniens schimpfliche Ketten besingen. Schreckliche Prophezeihung für dein Schicksal, zerrüttetes Vaterland! O, möchte sie

niemals erfüllet, möchte zur Ehre der Menschlichkeit dieses Verlangen erfüllet werden:

Wann kommst du, glückliche Minute,
Die du den Frieden wiederbringst!
Die Welt vergnügst, nicht mehr mit Blute
Des Landmanns arme Felder düngst!

§ 40.

Die Fleischhauer und die Aerzte dürfen in England kein Todesurtheil fällen. Diese Leute sind zu gleichgültig gegen das Leben, und zu sehr mit dem Tode bekannt, daß sie leicht etwas grausam werden könnten. In unsern Gerichtsstuben in Deutschland sitzen keine Aerzte, noch Fleischhauer, und unsere Richter werden auch inskünftige keinen Römer mehr das Orakel armer Verbrecher seyn lassen. Man könnte zwar an dieser Wahrsagung noch einigermaßen zweifeln. Allein, verspricht nicht die Verbesserung der Gerichte, die sich itzt ein jedes Land läßt angelegen seyn, auch der Menschlichkeit so vielen Vortheil, daß man mit den Todesstrafen sehr behutsam umgehen, und dem Menschen das Kostbarste, was er hat, nur alsdann nehmen wird, wenn man weiß, daß er es der ganzen menschlichen Gesellschaft rauben würde, so bald er Mittel und Gelegenheit vor sich sähe?

§ 41.

Daß der gute Geschmack in Deutschland ungemein rar sey, davon werde ich niemals besser überzeuget, als wenn ich ins Schauspiel gehe. Hier entwickeln sich die wahren Empfindungen und die feine Denkungsart der Menschen. Es ist besonders, daß Leuten,

ten, denen heute ein regelmäßiges und gesittetes Stück so ziemlich gefallen hat, morgen auch das niederträchtigste Possenspiel gefallen kann. Es gereichet dem wahren Trauerspiele zur größten Beschimpfung, daß selbst diejenigen, die es vorstellen, die Empfindung desselben bey dem Zuschauer nicht allein durch ihre pöbelhaften Geberden und durch ihren marktschreyerischen Ton, sondern auch noch dadurch zu hemmen suchen, daß sie die lustigsten Zwischenspiele bey einer Tragödie absingen lassen. Heißt das nun dem wahren Geschmacke aufhelfen, und verdienet ein solcher Schauplatz, eine gereinigte und wohleingerichtete Bühne genennet zu werden? Es ist noch lange nicht genug, daß eine Gesellschaft Comödianten von zwölf jungen Kaufleuten und eben so viel süßen Herren für ein Muster guter Schauspieler ausgeschrieen wird. Die äußere Pracht des Theaters, die allerdings unentbehrlich ist, giebt ihnen auch nicht den geringsten Vorzug. Alles wird dadurch verdorben, daß man Leute erblicket, die weder sprechen, noch handeln können, die ihre eigene Person spielen, wenn sie Helden vorstellen sollen, und, da sie aus Mangel der eigenen Empfindung auch nicht in mir die geringste Empfindung erregen können, noch überdieß alles dadurch unterdrücken, daß sie lustige Personen aus einer Operette auftreten lassen, wenn der Held eines Trauerspiels voll Wehmuth von der Bühne gehet. Aber siehet man auch hier einen Helden so von der Bühne gehen? Essex handelt so lustig, als Pimpinon, und Alzire erwecket eben so viel Lachen, als Vespetta in dem Intermez. Es schickte mir neulich

ein guter Freund über diese Materie nachstehendes Sinngedicht:

Ein Intermez, wenn gleich Alzire weint,
Und Essex stirbt! Ja, und warum nicht, Freund?
Du kennest nicht der Schauspielkunst Gesetz:
Ein Trauerspiel ist hier ein Intermez.

So lange man von Seiten des Staats noch nicht besser für das Theater sorget, so lange wird alle Hoffnung einer wohleingerichteten deutschen Bühne vergeblich seyn. Die Comödianten müßten aus den öffentlichen Cassen, oder aus einem dazu angewiesenen Fond besoldet werden. Der ganzen Gesellschaft müßte ein Mann vorgesetzet seyn, der eine vollkommene Einsicht in die schönen Wissenschafteu und in das Theater insonderheit hätte. Dem Theater müßte eine ordentliche Akademie errichtet werden, in welcher ein solcher Mann präsidirte, und wo diejenigen erst einige Jahre müßten vorbereitet und gebildet werden, die hernach das Theater betreten wollten. Die Principalen einer Gesellschaft würden alsdann der verdrießlichen Nahrungssorgen überhoben seyn. Man würde lauter gute Acteurs und gute Stücke zu sehen bekommen, und eine jede Bühne würde in der That eine Schule des Geschmacks und der Sitten heißen können.

Allein, ist dieß nicht ein Vorschlag, der nur ein bloßer Wunsch bleiben wird? Sollte er niemals in die Erfüllung kommen, so muß man sich damit trösten, daß die Menschen anders denken, als sie handeln; daß die meisten von denen, die Freunde der Sitten und des Geschmacks sind, dennoch die Wege nicht betre=

betreten wollen, dieselben allgemeiner zu machen. Aber wer kann diese Wege anders betreten, als die Grosʒen, oder als die, welche das Ruder des Staats führen? Wollen sie vergnügte und gesittete Bürger haben, so müssen sie die Bühne allerdings nach diesem Vorschlage einrichten. Ich kann dem Theater wol schwerlich das Glück ganz zuversichtlich versprechen, daß man schon im künftigen Jahre für seinen Flor wird bedacht seyn; aber das prophezeihe ich gewiß: Wenn bey einem Fürsten oder bey einer Republik dieser Vorschlag, der im Anfange freylich etwas kostbar seyn muß, jemals sollte zu Stande gebracht werden; so wird es Copenhagen und Hamburg seyn, wo die Bühne das werden kann, was sie eigentlich seyn soll.

§ 42.

So oft ich in das Bilderkabinet meines Freundes trete, und die Prinzen in demselben aufgestellet sehe, die das Augenmerk der Historienschreiber gewesen sind, so oft erinnere ich mich des Gedankens der Marquisinn von Lambert, daß die Prinzen * in der Historie und auch sonst den theatralischen Personen gleichen. Ihr Auftritt ist so merkwürdig, wie ihr Abgang. Die komischen Rollen, die so viele Prinzen spielen, werden oft durch tragische Scenen unterbrochen. Die Leidenschaften und die Meynungen sind ihre Zwischenspiele, und wehe dem Prinzen, der sie zu Haupthandlungen macht, weil sie oft den niedrig=

* Voyez les Princes dans l'Histoire et ailleurs comme les Personnages de Théatre.

niedrigsten Bourlesquen gleichen! Die Wollust z. E. und eine blinde Andacht verderben alles in der Seele und in den Handlungen des Fürsten. Sie sind die niedrigsten Sorten von Zwischenspielen, und viele Prinzen machen sie dennoch zu Haupthandlungen. Ich suche beständig in dem Prinzen den Menschen, und er spielet in meinen Augen seine Rolle sehr schlecht, wenn er dem sanftmüthigen Anstande der Menschlichkeit das gebieterische Ansehen des Stolzes vorziehet. Wie liebenswürdig ist mir Marc Aurel, mein Muster aller Fürsten! Sein Prinz beweinte den Tod seines Lehrers; und als ihm die Hofleute dieses verwiesen, so antwortete Aurel: Gestattet doch, daß mein Sohn ein Mensch sey, ehe er Kayser wird.

Seitdem man die Historie so studiret, daß man die Leidenschaften der Menschen und ihre Meynungen will kennen lernen, und ihren Handlungen die Maske abziehen, die bisweilen bewundernswerth scheinen, aber verwerflich werden, so bald man die Triebe derselben untersuchet, seitdem lieben wir auch nur diejenigen Geschichtschreiber, die uns mehr den Menschen, als den Regenten, schildern. Wenn der Prinz als Mensch auf dem Schauplatze der Welt erscheinet, so giebt er den Zuschauern entweder Stoff zum Lachen, oder zur Bewunderung. Mit Erlaubniß aller Prinzen, prophezeihe ich ihnen, daß die Geschichte, die itzt anfängt, nützlicher, als jemals, zu werden, weil man sie für das Herz interessanter zu machen suchet; daß die Geschichte, sage ich, künftig alle Prinzen als Menschen ansehen, nach den Regeln der Menschlich-

keit ihre Rollen beurtheilen, und nur diejenigen der Ewigkeit aufbehalten, und sie als Muster anpreisen wird, die nicht eher daran gedenken, daß sie Prinzen sind, als wenn sie wohlthun und beschützen wollen.

§ 43.

4mal 10 ist 40.
und = 8 ist 48.
und = 6 ist 54. Das wären also 54000 Thaler Species hier in diesem Schranke. Und dort — das sind noch angemerkte ausstehende Schulden.

Num. 1. An die Wittwe des sel. Pastors R*** 100 Rthr. wovon sie von jedem Thaler alle vierzehn Tage 1 Pfenning Zinse zu geben versprochen.

Num. 2. An meinen Bruder 2000 Rthlr. zu 10 p. C. um seinen Schaden zu ersetzen, den er bey dem neulichen Verluste seines Schiffes erlitten hat.

Num. 3. — Doch, ich mag Mellefonten, den Wucherer, nicht länger anhören. Mellefont hat einen besondern Charakter. Er ist ein guter Christ, so lange er nicht an die Procente denket. Er übet alle Pflichten des Christenthums aus, nur diejenigen nicht, die ihn erst zum Christen machen sollten. Für Geld ist ihm Ehre, Anverwandte, und alles feil; und ich glaube, er würde sich noch heute beschneiden lassen, wenn er dadurch seine Capitale vergrößert, und seine Procente gesteigert sähe. Mellefont ist es nicht werth, daß man ihm seinen künftigen Zustand vorher prophezeihe. Sein verschwenderischer Herr Sohn ist ihm Prophezeihung genug.

Möchte

Möchte doch dieser prophetische Wunsch eines unserer besten Dichter an ihm und an allen seinen Mitbrüdern eintreffen:

Gieb uns von deinem Seyn nie eine andre Spur,
Als die: Er ist erlöscht, der Schandfleck der Natur!

§ 44.

Nichts ist lächerlicher, als die Prophezeihung unserer jungen Romanenhelden in der Liebe, die sie gegen ihre Beherrscherinnen ausschütten. Sie sind eben so schlechte Propheten, als sie Liebhaber sind. Philinte schwöret seinem Mägdchen alle Tage, daß er sie ewig lieben wird; aber Philinte ist ein falscher Prophet. Er liebet nichts an ihr, als ihre beredten Augen, ihren vollen Busen und ihr zartes Gesicht. Er wird sie also nur höchstens bis in ihr dreyßigstes Jahr lieben. Dorant seufzet seiner Lucinden alle Augenblicke auf den Knieen eine Liebe vor, die sich erst mit seinem Leben endigen soll; aber Dorant ist ein falscher Prophet. Lucinde wird ihm höchstens nur ein Jahr nach der Hochzeit noch gefallen. Es ist nicht Lucinde; es sind ihre dreytausend Thaler, in die er verliebt ist. Und da Dorant kaum ein Jahr braucht, dieses Vermögen unter die Leute zu bringen, wie kann er denn so dreist versprechen, eine Schönheit ewig zu lieben, die er nicht einmal zwölf volle Monate besitzen wird? Sejan ist zu blöde, daß er seiner Schönen öffentlich die Neigung gestehen sollte, die er für sie heget. Dorinde hat einen feinen Verstand, einen geläuterten Geschmack, und ziemlich viel Lebhaftigkeit.

Diese Vorzüge des Geistes sind es, die dem Sejan eine Liebe gegen Dorinden eingeflößet haben. Dorinde mag in ihr vierzigstes Jahr treten; ihre beredten Augen mögen aufhören, zu schmachten; ihre Blicke mögen das Feuer verlieren: ihr Geschmack und ihr Verstand wird das ersetzen, was das Alter der äußerlichen Schönheit raubet. Sollte Sejan wol unrecht prophezeihen, wenn er Dorinden eine ewige Liebe verspricht? Unsere Gratulanten, die der Hunger zu Propheten macht, würden in ihren Wahrsagungen nicht lügen dürfen, wenn sie nicht aus Liebe zu ihrem Magen das Gelübde der Verleugnung ablegen müßten.

§ 45.

Nichts ist lustiger, als die Wege des Schicksals und des Glücks der Menschen mit einem aufmerksamen Blicke zu betrachten. Der Bösewicht zählet gemeiniglich bessere Tage, als der ehrliche Mann, und die Unwissenheit ist bey ihren sechszehn Ahnen weit stolzer, als die Wissenschaft bey ihren Verdiensten. Es giebt Länder in Deutschland, wo der Adel das an Stolz ersetzet, was ihm an Gütern fehlet, und wo der gestrenge Junker oder die gnädige Frau diejenigen kaum seitwärts anzusehen würdigen, die kein Stamm-Register aufweisen können. Wie wunderlich ist hier das Schicksal! Lisimon hat von dem Pagen auf bis zu einer der höchsten Würden bey Hofe gedienet. Er ist so sehr adelich, daß er mit genauer Noth seinen Namen zu schreiben weiß. Weil er unwissend ist, so muß er stolz seyn; und da der Stolz gemeiniglich

die Quelle vieler Laster ist, so ist ihm auch keines von denjenigen Lastern fremde, die dem Staate schädlich, aber seinen eigenen Absichten nützlich sind. Lisimon weiß seine Unwissenheit und seinen Betrug mit der Maske der Einsicht und der Redlichkeit zu bedecken. Nur für den Stolz hat er keine Larve, vermuthlich weil dieß Scheusal zu kenntbar ist, als daß man seine Häßlichkeit verbergen könnte. Lisimon lebet auf die Art herrlich und in Freuden. Er hätte viele Cameraden, die mit ihm verhungern müßten, wenn sie nicht alle seine Kunstgriffe ausübeten. Wie viele Ränke wird das Schicksal und das Glück auch noch in den künftigen Jahren erdenken müssen, eine Menge Edelleute zu ernähren, die aus Ehrfurcht für ihre Ahnen sich des Mangels schämen! Da sich das Glück so erstaunende Mühe giebt, und so viele Kunst anwendet, die Stammregister unserer Ritter bey Ehren zu erhalten; so wird man inskünftige die Frage nicht nöthig haben, warum es die wahren Verdienste nicht zu befördern sucht? Es wird ihm gewiß an Zeit dazu fehlen.

§ 46.

Florindo ist bey allen seinen rühmlichen Eigenschaften, und bey seinen guten Diensten, die er dem Staate geleistet hat, dennoch verläumdet, gestürzet und verarmet. Es wäre vielleicht ein Glück für ihn gewesen, wenn er mit seinem Talent bloß dem niedrigen Theile der Menschen, und nicht den Höfen hätte nützlich seyn wollen. Er war der Liebling seines Fürsten, und dieß war sein Unglück. Die Prinzen

sind

sind wie die Maitressen, sagt die Marquisinn von Lambert. Sie hören auf, uns zu lieben, wenn wir aufhören, ihnen zu gefallen. Und wodurch gefällt man ihnen gemeiniglich anders, als durch Schmeicheleyen und durch hülfreichen Beystand in ihren Ausschweifungen? Florindo war zu ehrgeizig, zu schmeicheln, und zu gewissenhaft, Theil an dem Verderben einer Person zu nehmen, woran dem Staate so viel gelegen ist. Es giebt an allen Höfen Knechte der Schmeicheley, und Sklaven der Wollüste. Diese suchten den Florindo zu stürzen, der, bey allen seinen Vorzügen, bey seinem guten Herzen, und bey seinen dem Staate wirklich geleisteten Diensten, sich itzt in dem Zustande sehen muß, worinn nur die Lasterhaften seyn sollten, wenn das Schicksal der Welt allemal billig und gerecht wäre. Florindo verdienet es, daß man ihm die schönen Worte des Pope prophezeihet: Wenn die Könige längst vermodert, und zu Staube geworden sind, so werden sich ihre Kinder noch schämen, daß ihre Väter deine Feinde gewesen sind.

§ 47.

Was verlangen Sie? Das künftige Schicksal des Varells soll ich prophezeihen? — Gewiß, Sie sind ein Feind meiner Ruhe und meiner Glückseligkeit. Wissen Sie denn nicht, daß es gefährlicher ist, die Heuchler, als die Größesten dieser Welt, zu beleidigen? Sie kennen doch Varellen? Man hat von der Hitze der Religion dieses Mannes mehr zu befürchten, als von dem größten Spotte, womit

der

der Freygeist der Religion begegnet. Worinn bestehet die Religion dieses Heuchlers? In einem selbst erdachten Wahne, in einem ungeselligen Betragen gegen seinen Nächsten. Er, der sich die Gottheit nie unter dem liebenswürdigen Bilde der Güte, sondern unter dem schaudernden Abrisse einer strafenden Gerechtigkeit denket, handelt gegen seine Mitgeschöpfe eben so grausam, als, nach seinem Wahne, die Gottheit mit uns armen Würmern handeln sollte. Das Schrecklichste ist, daß Varell im Ansehen stehet, und alle Augenblicke die Macht hat, nach seiner Religion zu handeln. Man würde gewiß meine Schrift confisciren, wenn ich gegen Varellen ein offenherziger Wahrsager seyn wollte. Vielleicht wäre mein Verleger sehr damit zufrieden. Es würden mich alsdann diejenigen aus Neugierde noch einmal so theuer kaufen, die mich itzt aus Sparsamkeit nicht um die Hälfte kaufen mögen. Für mich selbst wäre dieß ebenfalls sehr oekonomisch. Allein, meine Leser können leicht selbst das Schicksal eines Menschen prophezeihen, der seine Laster mit einem heuchlerischen Gebete zu versöhnen, und mit der Maske der Religion zu verbergen suchet.

§ 48.

Es verräth ein sehr menschenfeindliches Herz, wenn man mit der ganzen Welt unzufrieden ist. Ich halte wenigstens dafür, daß uns die Dinge, die wir in derselben wahrnehmen, immer mehr Stoff zum Vergnügen, als zur Melancholie, gewähren. Auch selbst die niederträchtigsten Rollen,

welche

welche die Bösewichter auf dem Schauplatze der Welt spielen, und die hämischen Kunstgriffe, womit diejenigen, die sich unsere Feinde nennen, unser irdisches Glück einreißen wollen, sollten dazu geschickt seyn. Gesetzt auch, daß bisweilen ihre Absichten gelingen, so sind doch beyde, der Bösewicht und der Feind, zu sehr unter uns erniedriget, als daß sie über den edlen Stolz triumphiren sollten, der in einem jeden Herzen herrschen muß, das zur Fahne der Tugend geschworen hat.

Dorimond seufzet über das Verderben der Kirche, und über den Verfall des Christenthums. Aber er seufzet vergebens. Weiß er denn nicht, daß die Pfeiler, worauf die Gemeine, die wir im figürlichen Verstande die Kirche nennen, gebauet ist, unbeweglich sind, und durch nichts erschüttert werden können? Und woraus will er schließen, daß das Christenthum in Abnahme gerathen werde? Etwa aus der kaltsinnigen Beobachtung der Pflichten — Aber, mein Gott! sind die Menschen jemals alle gleich eifrig in Erfüllung derselben gewesen? „Ach! seufzet er, die „Ruchlosigkeit und der Unglaube greifen itzt dergestalt „um sich, daß der Verfall der wahren Religion gewiß „zu befürchten stehet.„ — Wie, der Verfall der wahren Religion? — Und so mächtig sollte der Unglaube seyn? Von wem wird denn dieser Unglaube geprediget? Von einer Bande ausschweifender und wollüstiger Menschen, die sich Freygeister nennen, und die mit Subtilitäten, wie mit Staub, um sich werfen, und die Augen der Tugendhaften damit verblenden wollen. — Und dieser ohnmäch-

tige Staub sollte dergleichen Wirkung in gesetzten, aufgeklärten, und durch die Tugend gereinigten Gemüthern haben? — O, fürchte nichts, Dorimond! So lange kein Mahomet an der Spitze von Hunderttausenden die Gewissen irre macht, so lange sind deine Klagen überflüßig. Für die gewöhnlichen Freygeister gehöret nur etwas gesunde Philosophie, eine gute Bedienung —— oder auch das Tollhaus. Seufze nicht mehr, Dorimond! Mache es wie Swift. Der lachte mit den Freygeistern; und mit diesem bittern Lachen hat er der Religion mehr Nutzen gestiftet, als die Freydenker mit ihrem tollen Lachen der Religion nimmermehr geschadet haben.

Philet klaget über das schlechte Glück, das er bey Hofe hat, und es kränket ihn, daß er mit seinem Eifer und seinen treuen Diensten nicht das Herz seines Fürsten gewinnen kann. Er siehet, wie diejenigen, die an Rang und Verdiensten weit unter ihm sind, täglich Gunstbezeugungen genießen. Aber Philet würde nicht mehr klagen, so bald er bedächte, daß die Leute vom Verdienste niemals ein außerordentliches Glück bey Hofe gemacht haben, und daß nur diejenigen treuen Dienste vergolten werden, mit denen eine Verletzung unserer Ehre und unsers Gewissens verknüpfet ist. Lachen sollte der redliche Philet, daß ihm das Glück eine so wunderliche Rolle zu spielen gegeben. Die Hof-Scene ist gar nicht seine Parthie, die er studiren müßte. Mit so viel Verdiensten am Hofe glänzen wollen! Wie wunderlich! Das muß er den Hof-Junkern überlassen, die in den liebenswürdigsten Kleinigkeiten sich zur Vollkommenheit

erh-

erheben. — Durch redliche Absichten Gunstbezeugungen genießen! Abermals wunderlich! Die Intriguen, die hierzu gehören, hat er nicht studiret. Oft sind zwar diese Intriguen von so schlechtem Gewichte, daß nur ein Lakayenwitz dazu erfordert wird. Aber was thut man nicht, um sich die Hände versilbern zu lassen! Philet wird wohl thun, wenn er, statt zu seufzen, diese Scene verläßt, und seine Rolle nicht weiter ausspielet, oder, wenn ihn ja seine Umstände dazu nöthigen, nicht weiter über den Hof murret. Denn was kann der arme Hof dazu, dessen ganze Verfassung man umschmelzen müßte, und der nicht mehr ein prächtiges und lärmendes Leere bleiben würde, wenn die Verdienste hervorgezogen werden, und die liederlichsten Ränke ihren Abschied erhalten sollten?

Cleonte hat zweymal vorsetzlich Banquerot gegemacht, und dennoch fließen keine Ausdrücke mehr von seinen Lippen, als die Worte: Ehrlichkeit und Menschenliebe. Er, der Schuld ist, daß Lisimon im ganzen Jahre keinen neuen Rock mehr bezahlen kann, kleidet sich täglich in dem neumodischsten Zeuge. Aber hat Alcest desfalls Grund, Cleonten zu hassen, und sich vor Galle nicht zu mäßigen, wenn er diesen honetten Spitzbuben in Gesellschaft erblicket? Warum kann er nicht mit dem Banquerot dieses Mannes, von dem er doch für seine Person keinen Schaden erhalten, nicht sowol zufrieden seyn, als es die Welt und die Gesetze sind? Wie öde würde die Welt, und wie leer würden die Gesellschaften seyn, wenn man alle Betrieger daraus verbannen wollte! Muß doch wol

Alceſt manchem Ordensbande Reverenze machen, das vielmehr betrogen hat, als Cleonte, dem er doch wenigſtens eine allgemeine Höflichkeit ſchuldig iſt. Lachen kann er über die Thorheit dieſes Unbeſonnenen; aber ihn ſo ſehr zu haſſen, daß ihm die Galle kocht, ſo bald er nur Cleonten ſiehet, das wäre menſchenfeindlich. Die Böſewichter ſind, wie alle übrige Arten von Thoren, da, uns zu beluſtigen, nicht aber unſerer Ruhe und Geſundheit zu ſchaden. Ein ſolcher Spott iſt die wahre Beſchäfftigung der Satyre. Haſſen kann ſie nicht, weil ſie ſonſt menſchenfeindlich wäre, und dieſes ihr diejenige heitere Miene rauben würde, die ſie bey ihrem Unterrichte nöthig hat. Ihr Spott würde nicht fein bleiben, wenn er mehr ſchwarze Galle, als freundſchaftliches Lächeln, verrathen wollte. Einige Satyrenſchreiber haben oft wider dieß Decorum der Satyre verſtoßen, und Perſius und Juvenal, ſelbſt Swift und einige neuere ſind nicht ganz frey davon geblieben. Diejenigen unter meinen Landesleuten, die entweder aus Beruf oder aus Wolluſt den Thoren die Larve abziehen, werden wohl thun, wenn ſie dieſe Munterkeit niemals aus den Augen laſſen, und ich prophezeihe ihnen alsdann gewiß ein Vergnügen, das ſie und ihre Leſer ſonſt nicht genießen werden, wenn ſie ihren Scherz mit bitterer Galle vermiſchen, und da Tugend predigen wollen, wo ſie lediglich über Thorheiten lachen müſſen.

§ 49.

Guten Morgen, Herr Baron! Was befehlen Sie? — Ich ſoll Ihnen prophezeihen? Und

was? — „Alles, was Sie wollen!„ — Die Schnepfenjagd wird dieß Jahr sehr gut werden. Hasen die Menge, Herr Baron! Die Saujagd wird Sie ungemein vergnügen. Aber den zwey und zwanzigendigten Hirsch, in dessen Blute sich Ihre adelichen Hände künftige Woche baden wollen, bedaure ich im Namen aller redlichen Waldmänner. Er war die Zierde Ihres Forstes, und folglich auch Ihres ganzen Hauses. Ihre vernünftige Schimmel-Stute wird Ihren Stammbaum bald, wo nicht mit zwey, doch gewiß mit einem wohlgebildeten Füllen vermehren. Der Himmel wird Sie noch den Tag erleben lassen, daß Sie den würdigen kleinen Junker auf dem noch embryonischen Sonnenpferde, wozu ich Ihrem Schimmel mit Ihnen eine glückliche Entbindung wünsche, in dem hitzigsten Treffen —— mit Hasen und Füchsen, als den tapfersten Held —— über ein paar todte Eber, sieglächelnd von dem Schlachtfelde vor das Schloß des gnädigen Herrn Papa werden galoppiren sehen. —— „Das will „ich nicht wissen, mein Herr! Sie sollen mir pro-„phezeihen, was mein Junker Fritz für ein Fräu-„lein heirathen, und ob er mir und meinem alten „Wapen noch ein paar kleine Schildhalter schenken „werde.„ —— Leben Sie wohl, Herr Baron! Dieß Schicksal können Sie sich allenfalls für einige Stüber von einem Ziegeuner vorlügen lassen. Inzwischen wollte ich Ihnen noch wol mehr prophezeihen, ob ich gleich die Fräulein nicht kenne, die Ihr Junker dereinst heirathen wird, auch nicht wissen kann, ob er Ihrem alten Wapen die Ehre anthun, und es

durch ein paar kleine Schildhalter wird stützen können. Gesetzt auch, er könnte nicht; so sind doch noch Mittel genug, das Wapen von seinem Falle zu retten. Sie dürfen es nur den beyden Bauerlümmeln in die Hände geben, die zwar von Ihnen gezeuget sind, aber deßfalls doch keine Freyheit haben, Ihnen die Schande anzuthun, und Sie Vater zu nennen, ungeachtet Sie nicht wissen können, ob nicht zu dem adelichen Daseyn Ihres Junker Fritzens der Groß-Knecht das Seinige eben so gut beygetragen hat, als Sie zum Daseyn der beyden Jungen von der Groß-Magd.

So lange Sie, Herr Baron, noch immer mehr auf ein Koppel Jagdhunde, als auf einen tüchtigen Lehrer für Ihren Junker, wenden; so werden Sie Ihren lieben Fritzen durch eine Ehe eben nicht glücklich machen, wenn Sie ihm auch das reichste und schönste Fräulein auslesen. Die kleinen schelmischen Streiche, die Ihr liebes Söhnchen spielet, sind allerdings Spuren eines muntern Kopfes. Ich will nicht, daß das väterliche Ansehen diese Munterkeit unterdrücke, oder gar niederschlage; aber ich möchte gerne, daß man durch richtige Begriffe von Ehre und Schande, von Großmuth und Wohlthun Ihrem Sohne dasjenige liebenswürdig machte, was außer dem guten Charakter, der allerdings schon in der Seele verborgen lieget, eine feine Erziehung gewähret, welche diesen Charakter noch mehr entwickelt. Die kleinen leichtfertigen Streiche Ihres Söhnchens, die itzt noch dazu gebilliget werden, arten sonst bey zunehmenden Jahren in Arglist und offenbare Bosheit

aus.

aus. Und wenn in diesen Umständen der Witz mit den Jahren wachsen sollte, (wiewol dieß bey euch Landedelleuten ziemlich rar ist) so wird Ihr hochwohlgebohrner Herr Sohn der abgefeimteste Bösewicht werden. — „Sie sind sehr plump mit Ihren Pro„phezeihungen, mein Herr!„ — Verzeihen Sie, Herr Baron, Sie haben die Mittel in Händen, daß meine Prophezeihungen sanfter gerathen. Wollen Sie mich anhören, so will ich Ihnen einen geschickten Menschen vorschlagen, der Ihnen bey weitem nicht so viel kosten soll, als Ihre beyden Maitressen. Aber Ihr erster Bedienter muß er durchaus nicht seyn. Er muß mit an Ihrer Tafel speisen. Sie müssen sich aus seiner Gesellschaft eine Ehre machen. Von Ihnen muß er ein Freund, und von Ihrem Junker ein Vater seyn. Wollen Sie diesen Vorschlag annehmen, so stehe ich Ihnen dafür, daß meine Prophezeihungen —— „Sehen Sie dort den schönen „Langhals! Geschwinde, Peter, meine Wind„Büchse! Leben Sie wohl, mein Herr!„ — Der Baron verschwindet, und mit ihm die Hoffnung, daß er meine plumpe Prophezeihung zu Schanden machen werde.

§ 50.

Man ist noch nicht über die Ursache einig, durch welche die berühmte Maintenon zur Sünderinn oder zur Bekehrten geworden ist. Die Gründe, die der Zusammenstoppler der bekannten Memoires dieser Dame angebracht hat, verdienen vielleicht nicht allen Glauben. Nach ihrem Charakter, ihrem Geschmack und ihren Leidenschaften zu urtheilen, hat man frey-

lich Ursache, zu glauben, daß sie aus Rache bloß eine Braut des Himmels seyn wollen, da sie nicht mehr die Maitresse eines Prinzen seyn können. Diese Veränderung ist so ungewöhnlich nicht; und es ist nicht die Maintenon, oder die Valliere allein, die alsdann mit der Bekehrung eben solch ein Handwerk treiben, als sie vordem mit der Coquetterie getrieben haben. So schlecht auch zum öftern die Ursache dieser Bekehrung seyn mag, so ist sie doch unendlichemal besser, als das geistliche Gewerbe vieler Matronen, die zwar auch die Welt mit dem Himmel vertauschet, aber doch alle Laster in einem gewissen Grade beybehalten haben, so wie z. E. die berüchtigte Betschwester Lucia, der man eine blinde Andacht Schuld giebt, und welche die übertriebene Frömmigkeit die Hauptleidenschaft ihrer Seele nennet. Wollte der Himmel, sie wüßte sonst von keiner! Sie würde sich alsdann vielleicht mit ihm und der Welt besser stehen. Ihr Charakter ist —— daß sie gar keinen Charakter hat. Sie ist zwar gottesfürchtig und mildthätig, keusch und demüthig; aber sie ist auch gottlos und geizig, wollüstig und stolz, und im Grunde ist sie nichts. Sie erwachet, und noch halb im Schlafe murmelt sie einige unverständliche Gebete. Man läutet zur Kirche. Sie hüllet sich in ihre Haube, gehet in den Tempel, kommt nach Hause, gehet wieder in die Kirche, und singet und betet, so oft sie aufstehet, und wallet zum Tempel, so oft man zur Predigt läutet. Das ist ihre Gottesfurcht. Sie hat einen gewissen Tag im Jahre, und zwar aus geistlichem Stolze den Sonntag Lätare angesetzet, an dem

sie vor ihrem Fenster einer gewissen Anzahl Armen etwas Geld — nicht austheilen läßt — nein, selber austheilet. Sie putzet sich zu diesem Werke der christlichen Liebe als zu ihrem Hochzeitstage. Mit langsamen Händen wirft sie einem jeden Armen in einem versiegelten großen Stücke Papier einen —— Schilling zum Fenster hinunter, und erndtet mit lächelnder Miene jeden Gotteslohn ein, der von den beredten Lippen der Bettler bis zu ihrem Fenster fließet. Um neun Uhr des Morgens werden diese Arme bestellet. Aber sie hütet sich wohl, vor eilf Uhr aus ihrer milden Hand Wohlthaten regnen zu lassen. Was würde die Welt von ihrem Christenthume sagen? Muß sie nicht ihr Licht leuchten lassen vor den Leuten, daß sie ihre guten Werke sehen? Zehen Thaler werden auf diese Art unter gewisse Arme vertheilet; und käme nachher der würdigste und elendeste unter den Armen, der ihre Güte noch nicht genossen: so würde dieser Elende von der milden Wohlthäterinn, die Tonnen Goldes geben könnte, nicht einen Dreyling genießen. Außer dieser Stiftung leget sie noch alle Sonntage einen Schilling in den Gotteskasten, den sie von den Interessen nimmt, die sie von Pfändern genießet. Das ist ihre Milde. Aber Lucia ist auch keusch. Ungeachtet in ihrem zwey und siebenzigsten Jahre die Keuschheit eben keine Tugend mehr zu nennen ist, so betet sie doch noch alle Tage zu dem Himmel um diese jungfräuliche Zierde. Man weiß es, der Satan ist ein Verführer von Anfang, und er könnte leicht in der Brust der Lucia —— Doch, sie widerstehet ihm durch Wachen und Beten, und aus bloßer Keuschheit

hat sie vor ihr Schlafzimmer gedoppelte grüne Gardinen machen lachen, ungeachtet ihre nächsten Nachbaren ein paar junge Mägdchen sind, die gewiß ihre Augen nicht an den Runzeln einer zwey und siebenzigjährigen Matrone weiden werden. Auch demüthig ist Lucia. Sie kasteyet ihre knöchernen Kniee täglich zweymal, bey ihrem Morgen- und Abendgebete. Der unterste Platz ist ihr in der Kirche so lieb, wie der erste, wenn dieser schon besetzet ist: denn vor Gott, pflegt sie zu sagen, sind wir einander alle gleich. Sie läßt sich so weit herunter, daß sie mit ihrem Gesinde Scrivers Seelenschatz und Pfeifers herzerquickende Postille jährlich durchliefet. Und alles dieß heißt bey ihr Demuth. Aber was werden diejenigen, welche Lucia nur von dieser schimmernden Seite kennen, künftig wol sagen, wenn sie hören, daß sie zugleich gottlos, geizig, wollüstig und stolz ist. Gottlos ist sie in der That. Denn, heißt das Gottesfurcht, daß sie alle Pflichten des Christenthums im Munde führet, und keine einzige, wenigstens die wichtigsten nicht, erfüllet? Was ist das Haupt-Gesetz unserer Religion? Gewiß nächst der Liebe Gottes die Liebe gegen den Nächsten. Laßt uns sehen, wie Lucia ihren Nächsten liebt. Sie ist eine Person von Viermalhunderttausenden, die mit ihrem Vermögen, leichter, als mancher Prinz, dem verarmten Staate wieder aufhelfen, oder wenigstens ihm zum Dienste tüchtige Glieder könnte erziehen lassen. Aber wie wendet sie ihren Reichthum an? Bloß ihn durch Wucher zu vermehren. Keiner nimmt so hohe Interesse, als sie. Keiner leihet mehr auf Pfänder,

und ist unbarmherziger gegen arme Schuldner, wie sie. Die Gerichte haben zwar oft ihr strafbares Handwerk ahnden wollen; aber zum Glücke wußte sie, daß die Gerechtigkeit blind ist, und ihre beyden Wageschaalen einem jeden Clienten, eben so, wie der Gotteskasten, offen stehen. Also ist ihre Gottlosigkeit auch sogar von den Gerichten ein paarmal privilegiret, oder gleichsam ausgekaufet worden. Ein Laster ist die Mutter der übrigen. Der Geiz ist mit dieser Härte genau verbunden, und ihre Anverwandten, die bey aller ihrer Ehrlichkeit den unauslöschlichen Fehler haben, daß sie arm sind, fühlen die Wirkung dieser Eigenschaft mehr als zu stark. Sie ist wollüstig und stolz, hart gegen die Armen, außer einmal im Jahre, wie ich vorhin erwähnet, da sie die Worte der Schrift in Erfüllung bringet: Wer den Armen giebt, der leihet dem Herrn. Denn in der andern Hälfte des Jahres fordert sie dieß Capital mit hundertfachen Zinsen vom Himmel gläubig wieder. Was soll ich diesem geistlichen Chamäleon prophezeihen? Nichts, als daß das Grab auf sie warte; daß der Tod ihr die Larve gewiß abziehen werde, die auf der Welt keine Gerechtigkeit hat abziehen wollen; daß sie hier in der Welt ihr Gutes genossen, und in jener sich nicht eines Trunkes kühlen Wassers werde zu erfreuen haben. Was meine Offenherzigkeit zum Lohne von ihr zu gewarten hat, ist gewiß nichts anders, als ihr heiliger Fluch, mit dem ich auch weit lieber, als mit ihrem Gebete, zufrieden seyn kann.

§ 51.

Willkommen, werther Lycander, in diese vertrauliche Laube! Hier, werthester Freund, wollen wir unter freundschaftlichen Gesprächen die Reizungen des Frühlings genießen, durch ihn den unserigen erneuern, die Blume der Vergnügungen brechen, die Thoren belachen, die Vorsehung ehren, und dankend die Stunden der Freuden aus ihren wohlthätigen Händen entgegen nehmen. Siehe, wie sich alles bey dem kommenden Frühlinge fühlet! In der Luft, auf der Erde, im Meer! Die Brust des kleinsten Vogels wallet voll empfindender Freude, und die Kehle der Nachtigall gurgelt sanfte Entzückung. Hier, zärtlicher Lycander, laß uns die gesunden Düfte des Frühlings athmen. Unter diesen beschatteten Gängen sollen unsere Lieder in das allgemeine Concert der Bewohner der Luft einstimmen, sollen unsere Herzen von Freuden überströmen, welche die Natur rund um uns verbreitet hat. Für alle Scenen unsers Lebens wollen wir hier Munterkeit und Anmuth holen. Auch für uns ward sie ein Schauplatz der Wonne, die Welt mit ihren Myriaden von Wundern. Ein Timon mag den Fürsten des Tages immer nicht begrüßen, wenn Aurora seinem purpurnen Wagen die goldenen Thore des Olymps eröffnet; er mag ihm immerhin nicht nachblicken, wenn er sich mit Pomp im Ocean verlieret —— Stumpf, wie seine Seele, ist sein Gesicht. Taub bey allen Tönen des Jubels, der rund um ihn erschallet, verschließet er sich in seine melancholische Celle, fesselt sich an seinen Goldklumpen, und betet —— Wie, er betet? —— O, daß

sich doch ja nicht die Schritte des Tugendhaften dem Bethause des Menschenfeindes nahen möchten! Er komme mit uns, der Freund der Tugend, aufs lachende Feld, wo jede Blume, jeder Halm Herolde der Gottheit sind. Hier müsse die Andacht in wiederholte Entzückungen aufgelöset, jeder Gedanke Gefühl, und jeder Pulsschlag Erkenntlichkeit werden!

Hast du noch niemals, Lycander, die Höhle des Timons gesehen? — Ein altes Gerippe von Mauern, um welche der Epheu zu seiner Schande kriechet, verwahret den filzsichtigen Timon — in der Stadt. Denn niemals guckt er in das freye, lachende Feld, als wenn er mit gierigen Blicken die Saaten verschlinget, seinen Kornböden ein fruchtbares Jahr, und seinem Mammon harte Thaler prophezeihet. Kein Handwerker arbeitet für seinen Ueberfluß mehr, als der Grobschmidt, und nichts ist stärker an seiner fürchterlichen Wohnung, als Riegel und Klammern. Vor seinen sechs eisernen Kästen, die in der dunkelsten Kammer seines Hauses an beyden Enden seines Bettes gepflanzet sind, hängen sechszehn zwanzigpfündige Schlösser, von deren Eröffnung das ganze verfallene Gebäude erschüttert, und welches bey nächtlicher Stille (denn des Nachts öffnet der Geizhals gemeiniglich seine Kästen) ein dumpfichtes Getöse durch die fürchterlichen Mauern verbreitet. Umsonst wird die Satyre diesen Thoren geißeln. Seine Million ist ihm ein Balsam für jegliche Wunde, die ihm die Geißel der Satyre ritzet. Doch, was sage ich? — Noch nie hat sie einen Thoren von der Art verwundet. Auch ich will ihn

nicht würdigen, die Geißel über ihn zu schwenken. — Wer unempfindlich bey den Reizungen ist, welche die Natur verschwendet, der wird durch keine Satyren gebessert, und niemals empfindender werden. —— Timon sey demnach unter allen Narren von meinen Prophezeihungen ausgeschlossen.

Auch du, frommer Misantrope, der du die Welt das Plagehaus der Seele nennest, allen irdischen sinnlichen Vergnügungen den Ursprung des Teufels giebst, dich in deine Betkammer verriegelst, die schöne Natur, die der Gott der Freuden für alle Creaturen so reizend geschaffen, nicht kennest, und jeglichem Frommen zu kennen verbietest; auch du wirst niemals, nein, niemals wirst du bluten von Schlägen, die deinetwegen die Satyre verdoppeln wollte. Sie ist, nach dem melancholischen Glauben deines frommen Herzens, vom Satan erfunden, der seine Werke in Kindern des Unglaubens übet. Ehe wir deinen finstern Begriffen die Satyre ehrwürdig machen könnten, ehe würde der Ocean erschöpfet, und die Natur in neue Gestalten verändert werden. Laß auch ihn, Lycander, in seinem gottseligen Enthusiasmo den Gott verehren, dessen Güte sein Herz nicht fühlen kann. Betritt mit mir die Spuren der Allmacht auf den grünen Feldern. Siehe, wie aus jener Dornenhecke die blühende Rose jugendlich lächelt. Laß uns uns ihr nahen, und die aromatischen Gerüche genießen, die sie umherstreuet. Ach! siehe, Lycander, schon liegt jene Rose, die gestern noch in voller Pracht süße Düfte von sich goß, entblättert, und welket unter den Tritten des Wanderers —— und des Ungezie-

geziefers. Immer pflegtest du zu sagen, sie sey ein Bild der Jugend, sie, die Königinn der Blumen —— Was will dieser Seufzer, Lycander? —— Wie unruhig klopfet mir das Herz! Laß uns diese traurige Gegend verlassen —— Nein, bleibe hier! — Hier mein Tempe! Diese welkende Rose sey mein Moralist und mein Prophete —— Schrecklicher Prophete für alle, die bloß der Schönheit Gelübde bezahlen, den Körper schmücken, und dennoch das Edelste, die Seele, nicht schmücken! So, wie diese Rose, wird Jugend und Schönheit welken. Auch dir, du blühende Daphne, ist der Augenblick, da deine Schönheit reift, der Augenblick, welcher sie dem Ende nur näher bringet. Welch ein demüthigend Exempel, ihr jungen, auf eure Schönheit stolzen Schönen! So plötzlich, wie die Rose, die gestern noch in voller Pracht die Zierde der Gegend war, und nun im verächtlichen Staube welket, so plötzlich fiel Laura, in der Blüthe der Jahre, von einem Cirkel Bewunderer umringet; die schöne Rose, die jeder Stutzer gerne für sich zu brechen wünschte. Ein lügenhafter Spiegel erhob die eingebildeten Reizungen, und sie schien bloß für ihn zu leben; aber die Spiegel ihres Herzens, die lehrreichsten Schriften, lagen bestäubt in einem verächtlichen Winkel. Eben, als sie Bänder zu neuen Schleifen wählte, traf sie ein tödtlicher Stichfluß, taumelte die Rose von dem Sitze ihrer Wollust, und welket nunmehro gleich diesen Blättern, und wird niemals im Lande der Lebendigen ihre Reize wieder entwickeln. O, welch ein gewisser Prophete wäre diese Blume

für Laura gewesen, hätte sie die Natur, oder nur die Copien der Natur, die lehrenden Dichter, studiret! —— Auch uns, seufze, Lycander! auch uns ist die Rose, ist der ganze Frühling ein zu gewisser Prophete. Niemals, ach! niemals werden sie wieder kommen, die Stunden der Unschuld und Freuden, die sichern Gefährten der kummerlosen Jugend. Sie werden verschwinden, und jeder Augenblick, dieß Nun bringet uns dem Grabe —— bringet uns der schaudernden Ewigkeit näher. Wohl uns, daß ein Strahl der göttlichen Freude in unsern Seelen einen neuen Frühling aufblühen läßt, den nur der denkende Mann schätzen, und der Christ allein genießen kann! Seufze nicht mehr, Lycander! Segne die Moral, und ehre die Prophezeihung, die uns die welkende Rose, und mit ihr der flüchtige Frühling gewähret.

§ 52.

Eine Critik soll ich über Ihr Gedicht machen? — Und wozu, mein lieber Herr Stentor? Ihr Gedicht ist ja bereits gedruckt. Diejenigen, für die es bestimmet war, haben es schon gelesen, und vermuthlich auch schon vergessen. Die andern nehmen gewiß keinen großen Antheil daran, und ich, verzeihen Sie mir die Freyheit, ich werde es nicht lesen. Es scheint zwar ziemlich beleidigend zu seyn, wenn man gegen die Geburten eines Poeten so offenherzig ist. Aber Sie wollen mich ja zu Ihrem Criticus haben, und in diesem Falle, dächte ich, müßte ich offenherzig, oder, welches einerley ist, aufrichtig zu Werke

gehen.

gehen. — „Aber, zum Henker! wie können Sie „mein Criticus werden, wenn Sie mein Gedicht gar „nicht lesen wollen?„ — Wozu alle diese Umstände, lieber Herr Stentor! Nicht wahr, Ihre Muse hat bey dem Vermählungsfeste des Herrn Grafen ihre Leyer gestimmet? Ich darf nur ein jedes anderes Gedicht ansehen, das Sie oder Ihre Collegen jemals auf ein gräfliches Beylager entworfen, so ist das Ihrige ganz darinn enthalten. Fast ein jeder Gelegenheitsdichter ist kein Mann, der denket; es ist ein Ochse, der wiederkäuet —— Ich sage es nicht, ein französischer Schriftsteller saget es. Wissen Sie was, meine Critik soll eine Prophezeihung enthalten. Wie der immer grünende Epheu, werden Sie in gewissen Journalen grünen, so bald nur der Epheu mit Ihnen, und Sie mit dem Epheu näher bekannt seyn wollen. Meine Prophezeihung kommt Ihnen vielleicht noch dunkel vor. Das ist der Vorzug aller Orakel. Wenn Sie nicht ungeduldig werden wollen, so will ich mich erklären. Der Epheu bedeutet in dem Verstande meines Orakels nicht sowol den Epheu an und vor sich selbst, als vielmehr einen Mann, dessen feiste Hände über den Epheu nach eigenem Willen zu gebieten haben. So bald Sie, mein Herr Stentor, sich mit einem solchen allmächtigen Manne bekannt machen, und dieser dem Epheu befehlen wird, daß er von den verfallenen Mauern weg, und um Ihre Schläfe krieche; so bald werden Sie durch ihn und seine Journale, so wie der Epheu, an Ruhme wachsen und grünen. Glücklicher Sterblicher, dessen Hand mehr, als der göttliche Einfluß des Apollo,

wirken kann! Apollo kann nur Dichter begeistern; aber du kannst sogar Dichter erschaffen.

§ 53.

Nun soll der junge Prinz von —— auf Reisen gehen. Er ist morgen achtzehen Jahre, und es wird nunmehro Zeit, die Welt und die Höfe kennen zu lernen. „Hat er sich auch zu dieser Kenntniß genugsam vor„bereitet, und was hat er bis auf diesen Augenblick „gelernet?„ Sehr viel! Man bedenke die Menge Menschen, die um diesen kleinen Gott der Erden nun schon achtzehen Jahre herumgeflogen sind, ihm geschmeichelt, und zum großen Herrn —— getändelt haben. Schon in seinem sechsten Jahre hat er unter seine Kammerbediente geprügelt, die sein Regiment vorstelleten, das er täglich die Revüe paßiren ließ. In Verfertigung kleiner Schränke und Commoden von Pappe war er bereits im achten Jahre so stark, daß sich seine durchlauchtigste Mama nicht schämen durfte, mit den Arbeiten des durchlauchtigsten Sohnes ihre Toiletten zu zieren. Den Goldfirniß kann er, Trotz dem besten Hofmahler, zubereiten, und für alle seine Jagdhunde hat er die seidenen Halsbänder selbst gestricket. Zweene Pedanten hatten ihn frühzeitig, der eine zur Weltweisheit, und der andere zur Wissenschaft der Reiche und Staaten, gewöhnen wollen; aber er hütete sich wohl, ihnen zu folgen, und auf eine gemeine Weise zu studiren. Eine mühsame Untersuchung gehöret für sklavische Gemüther. Freye und große Seelen müssen nichts, als die Blumen der Wissenschaften, brechen. Ihre Wissenschaft muß

nur

nur eine Galanterie-Belesenheit seyn. Und sehet hier, wie groß und gelehrt ist nicht unser Prinz! Von dem Roman der Scuderi an, bis auf die liederlichste Charteque, die Frankreich ausgespieen, und vor deren Inhalt auch ein Landkutscher erröthen würde, wenn er so unglücklich wäre, ihn zu verstehen; alles dieß hat unser angehender Monarch gelesen, und vieles davon in Ausübung gebracht. Und mit einem solchen Herzen, in welchem nicht ein Fünkchen Religion glimmet, um auch in diesem Stücke die Hoheit zu copiren, soll der junge Telemach reisen — wohin? — nach Frankreich! Und wer ist sein Mentor? — Ein flüchtiger Edelmann, der beydes, sowol den Ackerbau, als die Gelehrsamkeit, für viel zu unanständig für einen Cavalier hielt, der sein Gut verkaufte, an den Hof gieng, und glänzte, durch seine albernen Zweydeutigkeiten, die man an vielen Höfen für Witz ausgiebt, bey den Hofdamen, und selbst bey dem Fürsten sein Glück machte, ein Freygeist seyn wollte, weil er zur Noth die Utrechter Zeitungen lesen konnte, und einige liederliche Bogen voller Galle wider die Religion durchgeblättert hatte, und der überhaupt recht dazu aufgelegt ist, der Gesellschafter eines jungen Prinzen zu seyn, in dessen Herzen der Saame der liederlichsten Ausschweifung schon Wurzel gefasset hat. „Und warum wollen „Ihro Durchlaucht nicht lieber die Höfe Ihres Va„terlandes besuchen, deren Sitten, Gewohnheiten „und Gesetze Sie sich besser, als die französischen „und italienischen Gebräuche, zu Nutze machen „würden?„ —— Pfuy! Reisen wollen ——

noch dazu als Prinz reisen wollen, und nicht Versailles sehen! Ein gewisser großer Herr würde vielleicht kein pedantischer Schriftsteller geworden seyn, wenn er Frankreich gesehen hätte. —— Sie haben nicht ganz Unrecht, Prinz! Aber wie es nun einmal unter den Großen zu gehen pflegt. Einige sind nicht nach Versailles gekommen, und denken und schreiben doch besser, als wenn sie dort gebohren wären. Andere sind dort gewesen; aber haben ihre Muttersprache darüber verlernet, und zur Noth so viel von der fremden Sprache mitgebracht, als sie einer jeden Französinn hätten nachplaudern können. Einige suchen ihre eigenen Provinzen zu kennen, und sie beschreiben und üben die Verbesserung der Gesetze. Andere bekümmern sich um ihre eigene Staaten nicht. Sie bringen Beschreibungen von Tourniren, Grabmälern, Tempeln und Gärten mit, und backen Pasteten. Sie, z. E. durchlauchtigster Herr, werden nach Frankreich reisen, und neue Moden von überfirnißten Pappenkästchen mitbringen. Was wird man aber alsdann Ihren Staaten prophezeihen müssen? Nichts, als die Gedanken eines unserer besten Dichter, mit dieser kleinen Veränderung:

Der Bürger ist sich schon Aufruhr und Tod gewärtig.
Allein, der Prinz pappt fort, und macht das Kästchen fertig.

§ 54.

Ihr Diener, Arist! Wie, ein Philosoph in der Antichambre eines Staatsministers! Wen wollen Sie sprechen? Ohne Zweifel Se. Excellenz selbst. Und was suchen Sie bey ihm? Geben Sie mir nur

das Memorial, das Ihnen aus der Tasche strotzt. Ich will es dem Kammerdiener des Grafen einhändigen. Er ist noch der beste Kanal, durch den Sie etwas erhalten können. — „Nein, mein Freund, „es ist kein Memorial; es ist eine Disputation, die „ich Sr. Excellenz dediciret habe.„ — Ein unglücklicheres Memorial hätten Sie nicht machen können! Es wird kein Fiat darauf erfolgen; ich prophezeihe es Ihnen. — „Sie wären mir ein „betrübter Prophete.„ — Und doch werde ich die Wahrheit prophezeihen. Ich getraue mir, das Schicksal aller der Personen, die Sie hier um sich sehen, und die alle bey dem Grafen etwas zu suchen haben, vorher zu verkündigen. Es wird gewiß so ausschlagen, wenn Sie nur nachgehends die Mühe über sich nehmen, und bey diesen Leuten nach dem Erfolg ihrer Sache fragen wollen.

Sehen Sie wol dort das junge Frauenzimmer? Ihr Memorial, nebst dem Fiat, trägt sie in ihren Blicken. Sie dringet vor dem Consistorio auf die Ehescheidung mit ihrem Manne. Das Consistorium kann diese Scheidung aus gewissen Ursachen nicht erkennen; aber es wird sie bald erkennen müssen. Der Minister wird das Frauenzimmer sehen. Sie wird ihm gefallen. Er wird ihr Hülfe versprechen; und ein solches Versprechen führet gemeiniglich Bedingungen bey sich, die ein junges feuriges Weib dem ersten Minister im Lande eben nicht so leicht abschlagen kann.

Dort im Winkel sitzet der dicke Pächter, der die Kammer um viertausend Thaler betrogen hat, und nun=

nunmehro zur Verantwortung soll gezogen werden. Der Pächter hat das Glück, daß der Herr Graf ein starker Debitor von ihm ist. Meynen Sie, daß dieß eine Bittschrift um Gnade sey, die der Pächter in der Hand hat? — Es ist die Quitung von den zweytausend Thalern, die er Sr. Excellenz präsentiren, und die ein gnädiges Urtheil wirken will. Es werden keine vier Wochen verstreichen, so wird der Pächter mit der Kammer liquidirt haben; und ich müßte mich sehr irren, wenn er sich nicht binnen einigen Jahren zum Kammerrath fraudiren sollte.

Dieser junge Mensch mit der heitern Miene und einer feinen Gelehrsamkeit hält um die austrägliche Pfarre an, die der Herr Graf zu vergeben hat. So bald er aber wüßte, daß das Examen der Candidaten, die sich zu dieser Pfarre melden, von niemand anders, als von Cathrinchens Herzen, geschehen wird; so würde er die Antichambre des Ministers nicht betreten haben. Man wird ihn Sr. Excellenz melden. Se. Excellenz werden ihn an den Kammerdiener verweisen, und dieser wird ihn Cathrinchen präsentiren. Aber von Cathrinchen ist die Vocation schon lange geschehen; und die Wahl würde doch nicht auf ihn gefallen seyn, wenn er auch gleich so niederträchtig hätte seyn wollen, die Schürze der Hure des Grafen für einen Ruf des Himmels anzusehen.

Sollten Sie glauben, daß jene Figur in einem schwarzen abgeschabten Kleide mit den heuchlerisch-niedergeschlagenen Blicken der abgefeimteste Bösewicht sey? Ich habe diesen Schandfleck der Theo-

logie

logie noch auf Universitäten gekannt; und es ist keine Ausschweifung zu erdenken, der er nicht nachgehangen, und, wenn er die Mittel dazu findet, ihr im Stillen noch nachhängt. Gelernet hat er nichts, und deswegen suchet er mit seinen frommen und andächtigen Geberden die Menschen zu betriegen. Dieser Bösewicht hat das Herz Cathrinchens zu rühren gewußt, welche sich itzt aller der Sünden erinnert, die sie in den wollüstigen Armen des Grafen begangen. Unser junge Tartüffe hat sich die Zerknirschung von Cathrinchens Herzen zu Nutze gemachet, und sie in den Stunden, die man die Schäferstunden der Frömmigkeit nennen könnte, zu überraschen gewußt. Die Wahl ist geschehen, und Cathrinchen ist die Thüre zum Schaafstall, wodurch dieser Miethling eingehen soll, dem es nicht um die Ehre Gottes, nicht um die Glückseligkeit seiner Gemeine, nicht um Cathrinchens Herz, das in den Diensten Sr. Excellenz bereits abgenutzet worden, sondern lediglich um eine fette Pfründe zu thun ist. Eben wird er Se. Excellenz demüthigst ersuchen, mit diesem göttlichen Rufe sein Patronat-Ansehen zu vereinigen, und ihn zum Hirten der Heerde einweihen zu lassen. Aus den alten Rechten, die Cathrinchen noch über den Grafen hat, prophezeihe ich gewiß, daß man diesem reißenden Wolfe, der in einem Schaafpelze eingehüllet ist, mit dem allerersten die arme Heerde zum Raube übergeben werde.

Hier, Arist, kommen Se. Excellenz selber. Was geschieht? Mein Freund überreichet dem Grafen seine Disputation, mit angehängter Bitte, doch an

seine Beförderung gnädigst zu denken. Aber was bekommt Arist für Antwort? Ein hochmüthiges Nicken mit dem Kopfe, ein kaltsinniges: Er muß Geduld haben, oder sein Glück anderwärts versuchen —— Wenigstens belohnt dieser Mäcen doch die gelehrte Bemühung des Arists? „Er thäte besser, wenn er „mich mit dergleichen Schulfüchsereyen verschonte. „Ich bin kein Freund von Pedantereyen.„

Sehen Sie nun wol, Arist, daß ich recht prophezeihet habe. So oft Sie künftig einen Mann mit einer wichtigen Miene sehen, der das Glück dererjenigen befördert, welche Handlanger seiner Ausschweifungen sind, und wenn es auch ein Prinz wäre; so wird diese Prophezeihung allemal passen.

§ 55.

Wer kennet nicht die junge Dorinde. Sie hat eine gute Miene, ein Gesicht, das überhaupt viel zu versprechen scheint; aber ihr betrieget euch, so bald ihr nur diese Miene aus ihrer Fassung bringet, und sie nöthiget, ihre Gedanken durch Worte zu verrathen. Außer der Beredtsamkeit des Putzes, die auch das klügste Frauenzimmer fleißig studiret, hat sie in ihrem Leben noch nichts Kluges gesprochen. Ihre Blicke versprechen das unschuldigste Herz; aber eben dieß Herz hat doch alle mögliche Locos communes der Coquetterie gelernet. Weil sie zwölftausend Thaler Vermögen besitzet, so hat sie schon unzähliche Liebhaber; und weil sie von der Vorsehung mit einem blöden Verstande ist begnadiget worden, so ist sie über die Maaßen stolz. Unter allen Freyern hat sie

den

den galanten Ergasten gewählet, bloß wegen seines schönen Wuchses und seines allerliebsten Geschmacks in Galanterien. Geronten, einen Mann in seinen besten Jahren, von ziemlichem Vermögen, einem feinen Charakter, und der noch dazu in einer guten öffentlichen Bedienung stehet, hat sie ausgeschlagen, weil er ihr nicht munter, nicht galant genug, sondern stets altfränkisch und bürgerlich gekleidet ist. Ergast ist ein junger Windbeutel, der auf Akademien in den Putzzimmern und Seidenläden mehr, als in den Hörsälen, anzutreffen war. Er hat sich zu keinem einzigen öffentlichen Amte geschickt gemacht: denn er hat von Natur einen Abscheu vor der Sklaverey; und ihm eine Bedienung anbieten, das hieße ihm Fesseln anbieten, und ihn aus seiner Freyheit versetzen wollen. Damit er aber nicht ganz müßig, und vor den Versuchungen des bösen Feindes gesichert seyn möge, so hat er das Spiel zu seiner Beschäfftigung gewählet; und da er zu dieser Handthierung unumgänglich eine gespickte Beurse brauchet, so hat er Dorinden, oder vielmehr ihre zwölftausend Thaler, lieb gewonnen, und will mit diesem Capital binnen vier Wochen sich öffentlich vermählen. Es soll ihn auch, nach dem Befehl, den der Priester ihm bey seiner Trauung auflegen wird, nichts von diesem seinem Schatze scheiden, es scheide ihn denn der Tod. Es ist sehr leicht, die Zeit dieses Todes der jungen Dorinde zu prophezeihen. So wie Ergast itzt lebet, und wie er, nach aller Wahrscheinlichkeit, künftig leben wird, muß diese Zeit höchstens binnen vier Jahren erfolgen. Ich mag der Braut des Ergasts

nicht den Schmerz verursachen, ihr alle Folgen ihres künftigen Schicksals zu prophezeihen. Ich kenne noch keinen Spieler, der ein zärtlicher Ehemann gewesen wäre. — „Nun, so wird es mein Ergast seyn!„ — Der Himmel stärke Sie in diesem Berge zu versetzenden Glauben, meine gute Dorinde! Ja, er wird es seyn. Wenigstens wird seiner Liebe gegen Ihr Capital keine einzige Leidenschaft gleich kommen. Er wird beständig von ihm reden. Nicht nur am Tage, sondern auch des Nachts wird er sich mit demselben beschäfftigen, und aus lauter Zärtlichkeit bey dem Verluste desselben in Verzweifelung gerathen. Was werden alsdann Sie aus Gegenliebe thun müssen? Ebenfalls verzweifeln, das ist nicht anders. Die Verzweifelung fasset den äußersten Grad der Wuth in sich; und mich deucht, ich höre schon alle die bittern Vorwürfe, die Ihr Stolz, mit dem Sie auf Ihr Vermögen getrotzet haben, Ihrem verschwenderischen Manne machet. Eine Verzweifelung ist der andern werth, und Wuth pflegt Wuth zu wirken. Die Antwort Ihres zärtlichen Ehegatten wird ungefähr diese seyn, daß er Ihren Stolz durch derbe Prügel demüthiget, oder Ihren Vorwürfen durch eine ewige Entfernung ausweichet, und Sie in der Einsamkeit den Verlust aller Ihrer Vorzüge, nämlich Ihres Vermögens, bedauren läßt. Glauben Sie, Dorinde, einer Prophezeihung, die vielleicht richtiger ist, als alle Orakelsprüche. Entweder heirathen Sie noch Geronten, oder gehen mit Ihren zwölftausend Thalern ins Kloster. — Wissen Sie was, Dorinde! Heirathen Sie mich. Sie sollen an

mir den zärtlichsten, den getreuesten Ehegatten haben. Dreytausend Thaler rechne ich für Ihren Stolz; dreytausend für Ihren bösen und trotzigen Kopf; viertausend dafür, daß ich mich Ihrer jedesmal in einer klugen Gesellschaft schämen muß, und zweytausend Thaler für den Vorwurf, den Sie mir heimlich machen werden, daß ich Sie aus Liebe zu Ihrem Gelde genommen habe. — Wie, Sie können noch einen Augenblick zweifeln? Das, was ich mit Ihnen wagen wollte, hieße doch in der That sehr viel aufs Spiel setzen —— Dem Himmel sey Dank, daß wir nicht schon Eheleute sind! —— Sehen Sie, Dorinde! hier flattert Ihnen Ergast entgegen; der wird die Eintheilung Ihrer zwölftausend Thaler weit natürlicher machen können, als ich. Geschwinde wechseln Sie Ringe! Der junge Baron von L*** wartet schon am Faro-Tische, und will pointiren.

§ 56.

Diese Prophezeihung soll lediglich meine Freunde betreffen. Allein, was soll ich ihnen sagen? Sie sind alle redliche Männer. Sie haben ein gutes, und ein durch einen feinen und geläuterten Geschmack zärtliches Herz. Das Glück ist sehr mittelmäßig, das man ihnen von der Seite versprechen kann. Philet ist ein junger Geistlicher, ohne Vorurtheile, mit der Einsicht eines Weltmannes, und dem Geschmacke eines Kenners der schönen Künste. Seine Schreibart ist ganz Gedanke, und seine Beredtsamkeit ganz Gefühl. Nur die geistliche Miene fehlet ihm. Da er ein ehrlicher Mann, und auf seine Wissen-

schaften

schaften ein wenig stolz ist; so wird es ihm unmöglich, zu schmeicheln. Ich mag ihm nicht gerne prophezeihen. Ich sage nur, daß es besser für ihn wäre, wenn er weniger ehrlich, und mehr heuchlerisch seyn könnte. Lycander ist derjenige von meinen Freunden, der gewiß ein besseres Schicksal haben würde, wenn unsere Nation mehr Belohnung, als Hochachtung, für die Künste hätte. Ich habe leicht bey keinem Menschen ein zärteres Gefühl und einen feinern Geschmack angetroffen. Allein, seine Blödigkeit machet die Hälfte seiner bedenklichen Umstände aus. Wie gerühret kann ich nicht werden, wenn ich einen Menschen ohne Hülfe sehe, den selbst das größte Mitleid einnimmt, wenn er andere hülflos siehet! Was soll ich ihm prophezeihen? Ich bin zu zärtlich, als daß ich weiter von ihm reden könnte. Mein Herz schwimmet in Thränen, und mein Stillschweigen wird das Uebrige errathen. Bellford würde in Paris den flüchtigsten Marquis beschämen, und es ihnen beynahe allen an Witz gleich thun. Aber Bellford ist auch oft da witzig, wo er es nicht seyn sollte, und er opfert demselben bisweilen seine besten Freunde auf. Und so ist beynahe meine noch übrige sehr kleine Anzahl von Freunden beschaffen. Ich prophezeihe ihnen allen höchstens ein sehr mittelmäßiges Glück: denn das ist heut zu Tage das Loos der ehrlichen Männer.

§ 57.

Nun will ich mir selbst meiner Prophezeihungen wegen prophezeihen. Die Journalisten sind die ersten, die sich über mich lustig machen werden.

Ich

Ich ersuche nicht einen einzigen um eine gute Aufnahme. Sind sie billig, so werden sie das von mir sagen, was der Wahrheit gemäß ist. Sind sie aber stolz und zanksüchtig, wie die Critici gemeiniglich sind; so werden sie ein unbarmherziges Gericht über mich ergehen lassen. Beyden Partheyen habe ich es also schon vorher gesaget, wofür ich sie halten will.

Gewisse Uebersetzer von Profeßion werden sich durch den fünften Paragraphen getroffen finden. Ich habe keinen genennet, aber verschiedene gemeynet. Sie werden auf meine Prophezeihungen schmählen: denn das ist immer die Rache der elenden Scribenten. Aber vielleicht erhalte ich den Vortheil dadurch, daß sie sich in der Stille schämen, erst ihre eigene Sprache lernen, und wol gar den Anspruch auf das Amt der Uebersetzer fahren lassen.

Verschiedene Poeten werden beynahe ihren Namen durch die poetische Prophezeihung des 24sten Paragraphen errathen. Wenn sie sich dadurch geschildert finden, so habe ich sie wirklich gemeynet. Sie werden ein paar Bogen schlechte Verse wider mich schreiben: denn geringer geben es diese Herren nicht. Aber ich, ich werde diese Bogen nicht lesen, und sie beständig für das halten, wodurch sie sich durch ihre Verse der Welt schon gezeiget haben.

Kurz, es sind keine Thoren so erhaben und so niedrig, die mir nicht fluchen werden, wenn sie ihr Bild erkennen sollten. Vielleicht habe ich Gelegenheit, die Urtheile der meisten in der Stille anzuhören, und mir Stoff zu neuen Prophezeihungen zu sammlen.

Die Stutzer am Hofe und in der Stadt werden gewiß bey der 37sten Prophezeihung eine Capriole machen, und den elenden Prophezeihungenschreiber für einen unwitzigen Deutschen ausschreyen. Diese Herren haben das Recht, über den Witz zu urtheilen. Sie haben sich ein Jahr in Paris frisiren und herumfahren lassen, ein paar Bon Mots von den Caffee-Häusern, und einige witzige Blätter voller Galle wider die Religion mitgebracht. Ich nehme es Ihnen nicht übel, meine Herren! Sie müssen ja Ihrem Charakter gemäß handeln. Sie wollen mit unsern Schönen in Deutschland eben so frey umgehen, als mit Ihren Sträußer- und Wäschermägdchen in Paris. Gut! Aber Sie werden es dem klugen Frauenzimmer und den vernünftigen Mannspersonen auch nicht verdenken, wenn wir über Sie lachen. Bessern wollen wir Sie nicht. So allmächtig werden wenige Satyrenschreiber seyn.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Nachrichten von Fabeln.

Was eine Fabel sey, wissen itzt alle, die nur etwas Geschmack und Belesenheit besitzen; und wie man dieselbe ehrwürdig machen soll, davon geben uns die Schriftsteller und fast jede Handlung der Menschen einen überzeugenden Beweis. Viele Scribenten sind es beynahe schon gewohnt, ihren Vortrag in eine Fabel einzukleiden, und die Menschen handeln alle so, daß man berechtiget seyn kann, sie mit ihrem Betragen in das Fabelreich zu versetzen. Es wird ungemein leicht seyn, von den prächtigen Männern, die sich Gelehrte nennen lassen, den Beweis anzuheben.

Man gewinnet sehr viel, wenn man sich diese große Anmerkung macht, daß der Vortrag und die Sachen der Schriftsteller zu den Dingen gehören, die wir gemeiniglich eine Fabel zu nennen pflegen. Es gehöret dieß zu der Ueberzeugung und Belesenheit eines Buches. Tausend Sätze, die wir für Wahrheiten gehalten haben, weil man uns sagte, daß es Wahrheiten wären, werden uns alsdann deutlicher, wenn wir wissen, auf welcher Seite wir sie betrachten müssen. Von der erhabensten Vorrede bis zur niederträchtigsten Dedication, von dem tiefsinnigsten Philosophen bis zu dem schwülstigsten und wässerichtesten Dichter gilt diese Betrachtung, die so alt ist, als selbst die Wissenschaft, ein Autor zu seyn.

Wer

Wer die Eigenschaften der Fabel kennet, der wird wissen, was dazu gehöret, einen jeden Satz in eine Fabel einzukleiden; und es scheinet, als wenn alle unsere Schriftsteller, vielleicht ohne es zu wissen, ihren Vortrag in solche Fabeln einhüllen, die sie doch für Wahrheiten wollen angesehen haben.

Ich will einige Eigenschaften der Erdichtung anführen, und aus der Schreibart unserer Autoren den Schluß machen, daß die meisten von ihnen Fabelschreiber sind.

Es ist eine Hauptregel der Fabel, daß man das von einer Sache saget, was ihr im eigentlichen Verstande eben nicht zukömmt. Unsere Fabel-Dichter beobachten dieselbe in allen Stücken, wenn sie Thieren und Gewächsen menschliche Organa und Handlungen zuschreiben.

Alle Vorreden, von Foliantbänden bis zum Sedez gerechnet, bedienen sich derselben Regel. Es wird in denselben dasjenige erzählet oder ausgeführet, was entweder nicht zum Wesen einer Vorrede gehöret, oder was doch nicht die geringste Verbindung mit dem Buch selbst hat. Gemeiniglich bestehen die Vorreden fremder Personen aus einer Dissertation de calceis Romanorum, wenn der Tractat de Miraculis Sanctæ *Ursulæ* handelt, oder sie enthalten auch einen Galimatias von Lobeserhebungen des Verfassers, und schliessen sich mit einem treu gemeinten Wunsch für die gelehrte Welt und für den Autor. Unsere eigene Vorreden schimpfen entweder auf alle die, welche auch zur Noth Vorreden und Bücher schreiben können, oder sie versprechen

alle

alle dasjenige mit den schönsten Worten, was man in der Abhandlung nicht finden wird, oder sie sagen beym Schluß, daß wir des Lesers demüthigen Diener und Fürbitter verbleiben wollen.

Wie schön wird hier nicht die Eigenschaft der Fabel angebracht! Wie reimet sich die Kenntniß der römischen Stiefel, und die Wunderwerke der heiligen Ursula zusammen! Wie unvergleichlich sagt ein kleiner Vorredner von seinem noch kleinern Autor nicht Dinge, die ihm im eigentlichen Verstande nicht zukommen! Wie unwahrscheinlich ist es für einen streitenden Grammaticus, daß er seinem jungen Scribenten Glück, und der gelehrten Welt Ruhe und Friede anwünschen sollte! Lauter Fabeln! Wir selbst geben uns in unsern Vorreden ein richterliches Ansehen; und da es üns unmöglich fällt, zu strafen, so zeigen wir doch wenigstens, daß wir gut schimpfen können. In welchem Kayserlichen Vollmachts-Briefe für Akademien und Gelehrte ist dieser Freyheitsartikel enthalten? Kommt es einem Vorredner zu, als ein honetter Spitzbube zu handeln, und dasjenige zu versprechen, was er nicht liefert, und Leser, die vielleicht seine Vorrede ehe, als sein Werk, durchblättern, durch seine Rodomontaden um ihr Geld zu bringen? Was haben wir Vorredner für Recht, uns als Clienten oder demüthige Diener unserer Leser zu halten. Es streitet dieses mit dem Stolz eines Autors, wenn er gleich die Miene eines Bettlers angenommen hat.

Was von den Vorreden gilt, das kann auch von den Titelblättern der Bücher gesagt werden. Wie

mancher Titel pranget mit dem prächtigen Machtspruch:

Methodo mathematica,

wo auch der beste Philosoph keine mathematische Ordnung antreffen würde! Wie mancher Professor läßt auf seine Lesebücher die Worte mit rothen Lettern drucken:

Zum Besten der akademischen Vorlesungen;

und es kann doch nur eigentlich von seinem eigenen Besten gesaget werden. Er selbst und sein Verleger, und das Geld seiner Herren Zuhörer tragen alle zu diesem Besten etwas mit bey.

Ich habe verschiedene Tractate von der Unsterblichkeit der Seele gesehen, wo das auf dem Titel gesagt wurde, was der ganzen Abhandlung im eigentlichen Verstande nicht konnte beygeleget werden. Ein vielversprechender Titel wollte mir neulich in einigen Octavbogen diese Unsterblichkeit auf eine demonstrativische Art beweisen; und ich würde alle Beweise angenommen haben, wenn ich nichts als den Titelbogen gelesen hätte. Aber zu meinem Unglück bedachte ich nicht, daß alle Titelblätter Fabeln wären. Ich fing an, in Gedanken mit zu demonstriren. Aber mein Autor und ich demonstrirten beyde so schlecht, daß ich beym Schlusse des Tractats erst anfing, an der Unsterblichkeit zu zweifeln, anstatt, daß ich dieselbe nunmehr hätte demonstrativisch verstehen sollen.

Das

Das Mögliche und das Wahrscheinliche gehöret mit zu dem Wesen der Fabel; und ich finde diese beyden Stücke nirgend besser, als bey den Schriftstellern des itzigen Jahrhunderts, hauptsächlich aber bey unsern Poeten. Wie mancher Dichter nennet denjenigen, dem er einige schlechte Verse zu Ehren verfertiget, einen Mäcenaten, der doch von seinen Versen und von allen freyen Künsten eben so viel versteht, als der Poet von der Kunst, das Geld zu erhalten, weil er noch keines bekommen hat. Er machet eine Fabel, so oft er von dem Horaz das Wort Mäcen borgt. Es ist möglich, daß sein Held ein Mäcen seyn könnte. Er hat Leib und Seele, einen vielbedeutenden Charakter, und, was das Beste ist, ein erstaunliches Vermögen. Es ist auch noch überdem wahrscheinlich, so bald der Poet nur ein Dutzend Speciesducaten für seine Gedichte bekommen wird; und die kann er leicht erhalten, wenn sein Patron nur nicht das Chiragra hat. Wenn er beschenket wird, und sich seine Verse in eine Haupt- und Magen-stärkende Goldtinktur verwandeln; alsdann ist sein Patron allerdings ein Mäcen, wo nicht von allen Arten der schönen Wissenschaften, doch wenigstens von der Fertigkeit der Dichter, an ihren Helden Dinge zu rühmen, von denen sie selbst vorher noch nichts gewußt haben.

Es ist möglich, daß so viele philosophische Schwätzer den Satz des zureichenden Grundes unumstößlich erklären können. Sie haben studiret; sie schreiben ihr Bischen schlechtes Latein ziemlich barbarisch, und verstehen alle metaphysische Kunst-

wörter aufs beste. Aber, daß sie es wirklich thun, und es noch dazu selbst behaupten wollen, das ist eine Fabel.

Es ist wahrscheinlich, daß manche theologische Charletans ziemlich viel Sätze aus der natürlichen Religion beweisen, weil sie mit großen Buchstaben auf den Titel setzen: Vernunftmäßige Gedanken. Allein, wenn man mehr, als diese zwey Worte, gelesen hat; so siehet man wohl, daß es eine Fabel sey; daß sie sich nur vernunftmäßig gestellet haben, und daß eine ungesunde Einbildungskraft, nebst einer übertriebenen Orthodoxie, allen Antheil an ihren Sätzen hat.

Das Wunderbare gehöret hauptsächlich mit zur Fabel, wovon der Fehler des Abentheuerlichen nothwendig muß abgesondert werden. Unsere witzigen Köpfe verstehen diese Kunst am besten. Aber sie werden itzt schon durch eine epidemische Seuche angestecket, die sie uns noch alle als schwärmende Abentheurer vorstellen wird. Ein Dichter, z. E. würde den Charakter des Wunderbaren sehr gut behaupten, wenn er in einem in Sammet gebundenen, und mit Lahn-Tressen besetzten Gedichte seinen hohen Mäcenaten so anreden wollte:

Graf! aller Musen Freund und Freude,
Die Dichtkunst jauchzt im Feyerkleide.
Du schenkst ihr Beyfall, Schutz und Ruh.

Er würde alsdann eine gute Fabel machen; denn diese drey Zeilen sind wunderbar genug. Ohne Fabel würden sie ungefähr so heißen:

Graf! keiner Muse Freund und Freude,
Der Dichter jauchzt im kahlen Kleide.
Der Stoff zum neuen Rock sey Du.

Allein,

Allein, man würde den Dichter auslachen, und sein Mäcen dürfte ihn für unverschämt halten, wenn er so deutlich und ohne Fabel reden wollte. So wie hier der Patron in den erstern drey Zeilen angeredet wird, sind die Verse ziemlich wunderbar. Es ist wunderbar, daß eine Excellenz, die sich zu einem steifen Gesichte gegen seine Clienten gewöhnet hat, ein Freund der Musen, oder deutlicher, ein Freund von zwey Dutzend hungrigen Poeten seyn sollte. Die Freude der Musen oder der Dichter könnte er wol wahrscheinlicher Weise seyn, weil er viel Geld hat, und ziemlich lobsüchtig ist. Die Dichtkunst jauchzt im Feyerkleide. Wie wunderbar! Die Dichtkunst stehet hier im uneigentlichen Verstande. Es sollte heißen: Der Dichter jauchzt im Feyerkleide. Allein, das ist eben so wunderbar, daß ein verarmter Poet an den Geburtstagen seiner Mäcenaten im Feyerkleide erscheinen könnte; und wenn er es auch könnte, so wird er es doch nicht thun. Er wird alsdann allemal das schlechteste Kleid wählen. Die dritte Zeile ist noch wunderbarer. Welcher Graf, dem seine Jagden und seine Maitressen lieb sind, wird diesen den Beyfall, den Schutz und die Ruhe entziehen, und sie einem Dichter zuwenden, der nicht wenig von allen diesen Dingen nöthig hat? Eine kleine Erinnerung der Poeten kann inzwischen nicht schaden. Sie muß nur hübsch in das Wunderbare eingeflochten seyn. Manche Excellenz, mancher Landedelmann und mancher reiche Bürger ist schon oft dadurch geblendet worden, daß er den Hunger der freyen Künste wenigstens auf ein paar Wochen gestillet hat.

Der junge Florimond hat sich aus Liebe zu seiner Million baronisiren lassen, oder ohne Fabel, er hat sich mit einigen hundert Thalern ein doppeltes Privilegium erkaufet; für sich, daß er mit mehr Anstand stolz seyn kann, und für uns, daß wir ihn desto bequemer für einen Narren halten können. Wenn diesem neuen Baron die hungrigen Söhne der Götter ihren Weihrauch streuen, so wollte ich ihnen nicht rathen, daß sie ohne Fabel sängen. Das Wunderbare muß ihre Sprache seyn, wenn sie anders mit der Börse des Herrn Barons sprechen wollen.

Herr, Dein Verdienst, Dein Witz und Dein Verstand
Wird itzt belohnt; Dich ehren Hof und Land.

Ein Dichter, der in diesem wunderbaren Tone seine Leyer vom Anfange bis zum Ende stimmen wird, kann sich wenigstens auf einige Ducaten Rechnung machen. Denn, wenn ja noch Barone die Lobredner ihres Wapens belohnen, so sind es sehr selten die Barone von altem Schroot und Korne. Wenn aber den vorhergehenden Zeilen das wunderbare Gewand der Fabel ausgezogen wird, und sie der Dichter nackend und ohne allen Schmuck hinstellet; so würde der Inhalt dieser seyn:

Herr, Dein Verdienst, die Million,
Macht heute Dich zum Herrn Baron,
Und Hof und Land belacht Dich schon.

Allein, so plump ist noch kein Gelegenheitspoet gewesen. Es wäre gar nicht ökonomisch für ihn; und er hütet sich wohl, daß ihm sein Hunger keine andere, als eine wunderbare, Begeisterung einflößet.

Das Wunderbare gehöret also allerdings mit zu einer guten Fabel. Doch, das Abentheuerliche muß niemals seine Stelle vertreten. Ein Dichter würde abentheuerlich scheinen, wenn er, statt wunderbar zu schreiben, so singen wollte:

Graf, dem vom höchsten Olymp Apollens sanftwallendes Säuseln
Die Liebe zur göttlichen Kunst mit schöpfrischem Odem einhauchte,
Die Dichtkunst umfließet ein Kleid von Sternen, und feyerlich bebet
Das ausgeschaffene Herz hin zu dir, zur fühlbaren Seele.
Heil Dir, der Musen Mäcen! : : :

Es giebt noch einen höhern Grad des Wunderbaren, das nicht sowol in dem Ausdruck, als vielmehr in Vergleichungen und Lobeserhebungen bestehet. Indien und Japan, alle Reiche der Welt, und alle Tugenden wird der Dichter plündern, der im Loben und Vergleichen den rechten Grad erreichen will.

Die größten Fabeln sind wol die Handlungen der Menschen, und man hat deswegen nicht unrecht das menschliche Leben selbst eine Fabel genennet. Die Heuchler, die Geizigen, die Armen, alle spielen lauter Fabeln auf dem Schauplatz der Welt.

Wie oft sind die Handlungen der Helden nicht Fabeln! Es wird von ihnen das gerühmet, was ihnen eigentlich nicht zukommt. Alle Prinzen, die gegen einander Krieg führen, nennen ihre Waffen gerechte Waffen, die der Himmel segnen muß. Einer von ihnen machet gewiß eine Fabel. Am lächerlichsten, ich wollte fast sagen am ärgerlichsten, wird diese

Fabel angebracht, wenn beyde kriegende Mächte, wie sichs oft zutrift, für den geglaubten Sieg das Te Deum laudamus anstimmen. Gegen das Lob der einen Armee muß doch der, der doch im Himmel wohnet, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit taub bleiben; und überhaupt ist es eine sehr grob angebrachte Fabel, den Gott des Friedens desfalls zu loben, daß man so viele Tausende zur Schlachtbank geführet, und eben so viele elend gemacht hat. Wir lesen Fabeln, so oft wir von der guten Ordnung, der Billigkeit und allen Tugenden der Helden lesen, die zwar auch im Kriege nicht ausgestorben seyn sollten. Fragt nur den armen Landmann; seht seine verwüstete Aecker und seine beraubten Hütten. Er wird es euch sagen, wie diese Mächtige handeln, die das Vorurtheil Helden nennet.

Mancher Staatsmann, der weiter keine Eigenschaft hat, als eine Miene, die viel zu überlegen scheint, wird als der geheimteste Rath der Anschläge seines Fürsten angesehen. Allein, es ist eine Fabel. Er hat an dem Wohl der Länder, und an den geheimen Rathschlägen keinen andern Antheil, als daß er eine wohlgebildete Menge ausstudirter Hofleute zieren, und die Canzelley und Justitzstuben mit einem goldbeschlagenen Körper ausfüllen kann.

Wie mancher Priester wird nicht da zur Fabel, wo nichts weniger, als Fabeln, gelten sollten, und wo die ungeschminkte Wahrheit die schönste Zierde der heiligen Rednerstühle seyn müßte! Man eyfert um die Ehre Gottes; man ziehet wider das Complot

der

der Spötter zu Felde; man wählet viel bedeutende Worte, eine Secte von Menschen lächerlich zu machen, die in dem bloßen Namen der starken Geister ein kindisches Vergnügen suchen. Allein, alle diese Mühe wird oft nicht unrecht zur Fabel. Man will die Ehre Gottes vertheidigen, oder, ohne Fabel, man will nur seine Schulberedtsamkeit zeigen. Ist dies nicht die ärgerlichste Art, auf eine fabelhafte Weise zu spielen?

Was sind die Heuchler anders, als lebendige Fabeln? Die Frömmigkeit, die ihr Gewerbe ist, und mit der sie auf eine ehrwürdige Art wuchern, stellt sie uns in einem Gesichtspunkt dar, in welchem das von ihnen nicht kann gesaget werden, was man eigentlich in ihnen zu rühmen pfleget. Die Tartüffen sind mit dem Helden des Moliere nicht ausgestorben. Es sind noch tausend Kunstgriffe übrig geblieben, zu betriegen, und der Schein der Frömmigkeit ist allemal verführerisch genug, diejenigen nicht für reissende Wölfe zu halten, die in Schaafskleidern zu uns kommen.

Der Geizige begehet in seinen Handlungen lauter Fabeln; auch so gar sein Gottesdienst und sein Gebet sind fabelhaft. Es ist möglich, daß er zu Gott um Enthaltsamkeit, Zähmung der Begierden, und um tausend Dinge mehr betet. Es ist auch überdem noch wahrscheinlich. Wenn man bedenkt, daß ein Geiziger in den Augen der Welt nichts weniger, als geizig seyn will; so wird man leicht glauben, daß er sehr ofte mit den äußerlichen Mienen einer innerli-

chen Ueberzeugung den Tischgesang: Zweyerley bitt ich von dir, u. s. w. der sonst ein Antidotum gegen den Geitz ist, mit bebender Stimme und mit abgezogener Mütze, in der Stellung desjenigen anstimmen werde, dem man Kirchenbuße auferleget hat. Laßt uns ihn in dieser Stellung betrachten; laßt uns ihn von der Verachtung der Reichthümer singen hören; laßt uns ihn in der nächsten halben Stunde seine Kasten belauschen, die Riegel derselben erforschen, und die Beutel des Mammons wägen sehen; laßt uns nachrechnen, durch wie viel Procente er heute Wittwen arm gemacht hat, und durch wie viel er morgen seinen besten Freund an den Bettelstab bringen wird; laßt uns ihn zur Tafel begleiten; blickt auf das verschimmelte Brodt und auf die ungesalzene Wassersuppe, die er vor sich stehen hat; hört ihn unter der sparsamen Verzehrung seiner verarmten Mahlzeit laute Seufzer gegen seine drey Kinder ausstoßen; laßt euch erzählen, wie sehr der Mann, der noch vor einigen Stunden sang: Armuth und Reichthum gieb mir nicht rc., jetzt über schlechte Zeiten, über die Menge von Kindern, über sparsame Bezahler und über den Himmel klagt; nehmt alles dieses zusammen, und sagt: ob nicht der Geizige in allen seinen guten Handlungen einer Fabel ähnlich siehet?

Es ist möglich, daß ein Dichter die Welt belehren, und die Sitten der Menschen verbessern kann. Es ist auch wahrscheinlich. Wie viele Dichter trotzen nicht auf diesen Vorsatz, wenn sie ihre Muse

anrufen. Die Heldendichter sowol, als die andern Poeten sagen es der Welt in den zierlichsten Versen, daß sie lasterhaft sey. Sie schlagen die besten Mittel zur Tugend vor; und man sollte beynahe aus ihren Versen schließen, daß sie würkliche Söhne der Götter wären. Allein, wie oft muß man diesen poetischen Moralisten nicht zurufen:

Erbauliche Gesetze,
Die ihr Gebieter selbst nicht hält!

Gebet nur auf die äußerlichen Handlungen dieser menschlichen Musen Acht; laßt euch alle ihre Liederchen auf ihre Mägdgen, und laßt euch alle die zeigen, die nur im Manuscript bey vertrauten Freunden herum fliegen. Was für Widersprüche ihrer vorigen Moral! Stoiker und Epicuräer werdet ihr in einer Person vereinigt finden. Der Dichter wird nicht mehr der liebenswürdige Lehrer bleiben. Macht es überdem noch der Welt bekannt, wie wenig der Poet selbst nach seinen Grundsätzen lebet. Legt ihr seine Nachahmungen des Catuls, und alle seine kleinen Parodien vor, in denen er die größten Meister des Schmutzigen beynahe übertrifft, wer wird alsdann noch glauben, daß ein Poet ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sey? Viele werden mit Malherben sagen, daß der beste Poet in einer guten Republik eben so viel nützen könne, als der beste Kegelschieber. Kurz, der ganze Poet ist eine Fabel.

Das

Das Wunderbare in den Handlungen der Menschen gehöret mit zur Fabel. Philinde küßt seine achtzigjährige Wittwe, die ihm über hundert tausend Mark zugebracht hat, mit dem feurigsten Nachdruck der Stutzerlippen. Es ist wunderbar. Aber es ist auch eben darum eine Fabel. Philinde würde ziemlich matt küssen, wenn nicht die hundert tausend Mark auf seinen Lippen brennten. Seine Liebe aber würde keine Fabel mehr bleiben, und sie würde von dem Wunderbaren in das Abentheüerliche ausarten, wenn er seine Wittwe ohne ein zugebrachtes Vermögen mit allem Zwang der Zufriedenheit umarmen wollte.

Es ist wahr, die Menschen begehen abentheüerliche Handlungen genug. Allein alsdann sind sie schon so lange Fabeln gewesen, daß sie endlich über dieselben weg sind.

Eins muß ich hiebey noch erinnern. Das Wort und die ausgestellte Versicherungen der Kaufleute waren sonst immer Wahrheit, und kleine Fabel. Allein, man fängt itzt schon an einzusehen, daß man sich bey der Fabel auch in der Handlung gut stehet. Der Trassent und der Acceptant eines Wechsels sollten diese Mode nur recht einführen. Aber es ist freylich mit den Wechseln gefährlich, ihre deutlich geschriebenen Worte für Fabeln zu halten. Es gilt bey ihnen eben das, was bey den Englischen Gesetzen gilt, die man lediglich den Worten nach erkläret, und wo kein Anschein der Erdichtung was ausrichten kann. Die Contobücher der Kaufleute

LB

können weit eher zu Fabelbüchern gemacht werden, als die Wechselbriefe; und es wird so noch immer eine Menge witziger Handelsmänner geben, die bey diesen Fabeln, die, eigentlich zu reden, Banquerotte heissen müßten, allemal gewinnen werden.

So sind die Menschen beschaffen. Sie sind alle Fabeln in ihren Schriften und in ihren Handlungen. Sie werden so lange betrogen, bis sie im Stande sind, wieder zu betriegen; und der macht die beste Fabel, der seinen Absichten den schönsten Anstrich der Wahrheit geben kann.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Schutzschrift für den Geiz wider die Poeten.

Die Poeten erregen das meiste Geschrey über gewisse Leidenschaften, von denen sie doch wissen sollten, daß sie zur Glückseligkeit unentbehrlich sind. Sie sind finstere Stoiker, wenn sie Lehrgedichte schreiben, und sie würden eben so schwermüthig, wie die Quaker, scheinen, wenn sie ihren Vortrag nicht mit wohlklingenden Redensarten auszuschmücken, und ihn mit den besten Ueberredungen zu verschönern wüßten. Kurz, sie sind unerträgliche Moralisten.

Es werden wenige Dichter seyn, die nicht in ihrem Leben ein paarmal sollten auf den Geiz geschimpfet haben. Viele meynen es zwar so böse nicht; sie schimpfen nur, um zu zeigen, daß sie schimpfen können. Allein, sie handeln doch alle zu lieblos. Sie tadeln eine Neigung, die in sich gut ist, die ihre Besitzer unendlich vergnüget, die das Beste des gemeinen Wesens befördert, ja, was noch mehr, die fast allen Menschen angebohren wird. Gesetzt, daß die Glückseligkeit des Geizes nur ein eingebildetes Vergnügen wäre, gesetzt, daß alle Geizige in dem Zweck ihres Vergnügens irreten, und in leeren Träumen ihre Zufriedenheit suchten, sind wir deswegen

wegen befugt, sie in ihrem Vergnügen zu stöhren? Haben wir nicht auch Leidenschaften, die mit dem Geiz aus einerley Quelle entstehen? Ist der Irrthum denn allein das Erbtheil der Geizigen?

Wir irren insgesamt, nur jeder irret anders.

Unsere Lehren müssen uns zuletzt unerträglich werden, wenn sie die Stöhrer unserer Vergnügungen sind.

Es ist in der That besonders, daß die Poeten so gern eine Leidenschaft lächerlich machen, die doch eine ganz gute Leidenschaft ist. Der Geiz gehört unter diejenigen Affecten, die alles zum Vergnügen der Menschen beytragen können. Sollten sich Dichter nicht schämen, auf diese Mittel versweise zu schmähen? Es sind Possen, daß man uns die Geizigen als Menschenfeinde, als Leute mit eingefallenen Wangen, als Furchtsame und als Unzufriedene vorstellet. Sie sehen nichts weniger, als so, aus. Es ist wahr, daß man den Geizigen dürre und eingefallene Wangen beyleget. Aber es trift doch auch nicht ein, daß alle Geizige lebendige Skelette seyn müßten. Floran ist eine dicke Maschine, den seine zwo magere Wallachen nicht von einer Straße in die andere schleppen würden. Aber Floran hütet sich wohl, seinen Bauch den Pferden anzuvertrauen. Ueberdem müßte er erst eine Kutsche kaufen; und wo würden die zehntausend Thaler jährlicher Interessen hinreichen, ein so kostbahres Fuhrwerk zu unterhalten? Allein, wird man fragen: was nützen ihm denn seine Wallachen? Sehr viel! Er hat den Unflath

flath gepachtet, von dem er wöchentlich die Straßen säubern muß. Diesen läßt er sich auf seinen Anger fahren, der gerade hinter sein Haus stößt, und da könnt ihr diese dicke Maschine den Koth durchwühlen, und über einen einzigen gefundenen Sechsling sein ganzes Gesicht erheitert sehen.

Die Geizigen sind eben so wenig Menschenfeinde. In dem Hause des Marcolphs schwitzt zwar im ganzen Jahre keine Caffebohne, als wenn sein guter Freund von Hamburg, der Jude Levin, seinen Besuch abstattet. Er hält nichts auf Gastereyen, und der Cerberus, der vor seinem Thorwege angekettet liegt, würde selbst aus Hunger den Bettler bestehlen, der sich der verfallenen Wohnung des Marcolphs nahen wollte. Bey der letzten großen Theurung, da seine Boden von der Last des Korns zu brechen schienen, hat er der Armuth nicht mit einem Bißen Brod den Hunger gestillt. Aber ist er darum ein Menschenfeind? Im geringsten nicht. Soll Marcolph die hereinbrechenden Gerichte Gottes aufhalten? Sind nicht alle Landplagen Zuchtruthen des Himmels? Marcolph würde seinen Nächsten gewiß weniger lieben, wenn er die Seile der Liebe zerreißen wollte, die der Himmel geflochten hat, die abtrünnigen Sünder an sich zu ziehen. Noth lehrt beten; und nur in der Anfechtung kann man den Herrn suchen. Marcolph ist ein guter Christ; und das Christenthum kömmt seinem Geize in diesem Stücke vortreflich zustatten.

Ich muß die Ehre des Geizigen noch weiter retten. Es findet ebenfalls keine Furchtsamkeit in seiner

Seele

Seele Platz. Er rennet des Nachts zu seinem Kasten, wenn er sich einen nahen Lärm einbildet. Aber räth ihm dieß nicht seine Selbstliebe, und der Trieb, sich so lange zu erhalten, als es möglich ist? Wälzen sich doch wol die Armen beherzt aus ihren Betten, wenn sie eine Gefahr merken, und wenn sie gleich nichts zu verlieren haben; warum soll denn der Geitzige allein furchtsam heißen, der in dem ersten Entschluß sein Lager verläßt, und der Tausende verlieren kann? Und sagt, ihr Poeten! würdet ihr nicht selbst gern furchtsam heißen, wenn ihr nur viel zu verlieren hättet?

Man betriegt sich nicht weniger, wenn man die Geizigen als Unzufriedene ausschreyet. Will man ihre Unzufriedenheit aus dem heftigen Verlangen schließen, immer mehr zu besitzen? Ist denn dieses Verlangen etwa so quälend, daß wir deswegen mißvergnügt werden sollten? Ist es nicht eine allerliebste Empfindung? Der muß die Gesichtszüge des Geizigen noch niemals betrachtet haben, er muß ihn noch niemals seine Interessen ausrechnen, und seine versiegelten Beutel haben wiegen gesehen, der den Geizigen für unzufrieden halten will. Der Geiz befördert vielmehr unsere Zufriedenheit. Er feuert unsere Wünsche an; er schmeichelt unserm Glücke mit einem neuen Zuwachs; er vergrößert die Hoffnung, morgen unendlich mehr zu gewinnen, als heute. Kurz, er schläfert uns nicht ein. Er ist deswegen eine recht gute Leidenschaft. Ich kann alle die übrigen Leidenschaften nicht vertragen, die

uns unsern Genuß auf einmal übersehen lassen, und die uns beständig an das Ende der Empfindung erinnern. Diese sind gar zu einförmig für den Menschen, der in der Abwechselung und in dem Anwachs seiner Vergnügungen allein die Glückseligkeit seiner Triebe setzet.

Die Poeten gewinnen außerdem mit ihren Stachelschriften auf den Geiz nicht viel. Sie verschönern ihn, statt daß sie ihn abscheulich machen wollen. Ich müßte in meinem Leben keine Verse auf den Geiz gemacht haben, oder nichts von den Schilderungen verstehen, womit die Dichter den Geiz gemeiniglich lebhaft abzumahlen pflegen, wenn ich nicht wissen sollte, daß uns die Poeten die Geizigen als recht liebenswürdige Leute vorstellen. Es sind Leute, die den Goldklumpen zu ihrem Götzen machen. Welch ein kostbarer und liebenswürdiger Abgott! Leute, auf deren Stirne man die Freude lesen kann, wenn die Procente gestiegen sind, die sich als Herren der Welt, und als Gebieter unzähliger Silberlinge ansehen. Wird man uns wol die Geizigen lächerlich machen, wenn man sie uns von einer so reizenden Seite abbildet?

Sollte nicht auch eine gewisse Art der Eifersucht den Dichtern eine Begeisterung einflößen, wenn sie von den Geizigen singen wollen? Wir halten uns immer für unglücklicher, als alle andere. Der Neid nimmt gemeiniglich daher seinen Ursprung. Die Dichter haben sowol ihre schwache Seiten, als

andere

andere Personen, und die Moralisten können nicht alle menschliche Fehler aus ihrer Brust verbannen, wenn gleich ihre Lehrbücher von lauter Tugenden glänzen. Das Glück der Menschen blendet unsere Augen, wie die Strahlen der Mittagssonne. Derjenige muß kein Mensch seyn, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben neidisch gesehen hat, wenn sein Nachbar in einem vergoldeten Wagen fähret, da ihn hingegen seine Füße durch Regen und Hitze schleppen müssen. Laßt uns gegen uns selbst aufrichtig seyn, und den heimlichen Groll entdecken, den wir nicht selten gegen die halbe Welt äußern. Wie oft haben wir gewünscht, die Schätze unsers Nachbars zu besitzen? Wir würden nicht so geizig seyn, wie er. Nein, wir würden dem Vaterlande und den Armen dienen. Aber es ist zu merken, daß unser Herz beständig so zu reden pfleget, wenn es noch außer dem Genuß einer Glückseligkeit ist. Es wird aber nachgehends eben so veränderlich und unbeständig, als selbst unsere eingebildete Glückseligkeit. Wir machen es alle wie der Fuchs in der Fabel. Wir verachten den Geiz, weil es uns an Mitteln fehlet, selbst geizig zu seyn.

Was werden aber wol unsere Meistersänger einwenden können, wenn wir sie versichern, daß ein Geiziger bey weitem nicht so niederträchtig ist, als ein armer freygebiger Poet. Es ist wahr, ein Poet ist ebenfalls ein Geschöpf, das leben will. Er würde verhungern müssen, wenn es keine Neujahrs-Tage, Geburts- und Hochzeitsfeste gäbe. Aber das

freygebige und verschwenderische Lob, das diese Gratulanten in allen Zeilen häufen, ihr Held mag ein unwitziger Baron, oder ein eben nicht allzu feiner Bürger seyn, diese höfliche Art, seinen Magen zu stillen, ist in der That ziemlich niederträchtig. Laßt uns von ihren Handlungen einen Schluß auf den Geizigen machen. Laßt uns untersuchen, welcher von beyden niederträchtiger handelt, und laßt uns endlich gestehen, daß die Poeten ziemlich unhöflich sind, wenn sie die Geizigen sogar sehr demüthigen wollen.

Wollen wir noch überdem auf den Nutzen in der Republik und in dem gemeinen Wesen kommen; wie weit werden hier die Dichter zurück stehen müssen!

Ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Staat und Recht versteht,
Ich wüßte nicht, was der im Staate nöthig wäre.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts, gar nichts. Der eine macht,
Daß man bey Hofe weint, der andere, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen.
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.

Der Geizige aber ist dem Staate gar keine Last. Er macht, daß die Procente steigen, daß die Wechsler geschäfftig werden, und daß Handel und Wandel mit Sorgfalt und Vorsicht befördert wird. Was thut der Poete? Er macht täglich kaum so viele Verse, als der Geizige Brüche zusammen addiret, und die Verse, die ihm noch gerathen, enthalten gemeiniglich

lich Schmähschriften, die dem Staate nachtheilig seyn können.

Der Staat hat allemal mehr Nutzen von den Geizigen, als von den Dichtern, besonders in den Zeiten der Unruhen und des Krieges. Wie verhungert würde eine Republik von Poeten nicht aussehen! Kann man mit allen Heldengedichten, mit allen Fabeln und anakreontischen Oden wol eine streitbare Armee unterhalten? Wenn die Obrigkeit Kopfsteuer in Kriegszeiten ausschreibet; wer wird mehr zur Erhaltung des Staates beytragen können? Derjenige, der viele Jahre her die Kasten angefüllet, oder der, der in seinem Schreibtische nichts weiter, als ein halbes Ries beschmutztes und mit Versen beschriebenes Papier, liegen hat? Laßt uns ja dahin sehen, daß die Zahl der Dichter in einem Staate nicht zu sehr anwachse, so lange sie noch den Schimpf der Armuth nicht von sich abwenden können. Man giebt vor, daß Plato alle Poeten aus seiner Republik habe verbannet wissen wollen. Wir wollen billiger seyn. Wir wollen Mitleid mit ihnen haben, und das alles in Absicht auf ihre Armuth. Aber sie müssen nur nicht zu sehr anwachsen; sie müssen nicht schimpfen.

Ich würde mit dieser väterlichen Ermahnung schließen, wenn es mir nicht noch zuletzt um eine Gewissensfrage zu thun wäre. Sind nicht alle Poeten im gewissen Verstande ebenfalls Geizige? Diese Leidenschaft haben die guten und die schlechten, die reichen und die armen Poeten gemein. Ein paar

Trauerspielschreiber, die einerley Helden auf die Bühne bringen, werden sich in Schriften und auf den Caffeehäusern Anhänger erwerben, und das alles darum, weil sie gern allen Ruhm allein haben wollen. Sie geizen beyde nach Ehre, so wie der Reiche nach mehr Schätzen. Die Heldendichter spornt ein gleicher Eifer an. Sie schreiben von dem Jsop bis auf die Ceder Libanon. Sie plündern alle Mythologien, ihren Held recht groß zu machen. Sie schreiben ganze Bände voll Heldengesänge. Sie suchen sich die besten Kupferstecher und den leserlichsten Druck aus. Sie unterhalten eine Menge kleiner Journalisten, die alle Monate entweder ihr Lob ausbreiten, oder ihnen wenigstens nachahmen müssen. Und warum alles dieses? Es würde verwegen seyn, wenn man sagen wollte, sie thäten es, um ihre Exemplarie und ihren Verleger zu bewundern. Die wahre Ursache ist die Ehre, und die Absicht, von der Kostbarkeit des äußerlichen Werks auf den innern Werth des Dichters zu schließen.

Es ist wol kein Geschöpf, welches die Leidenschaft des Geizes in einen stärkern Grad besitzen sollte, als ein Poet. Wenn gleich die Anwendung dieser Leidenschaft nicht auf einerley Art geschieht, so bleibt sie doch immer dieselbe Leidenschaft; und sie entspringet, wenn man die Wahrheit sagen soll, aus eben dem Grunde, woraus sie bey dem Geldgeizigen entstehet. Warum wollen denn nun die Dichter so sehr über eine Leidenschaft schreyen, die ihnen eben so natürlich ist, und die sie bey einem jeden Gedichte beherr-

beherrschet, wenn sie sich auch noch so demüthig stellen?

Glückliche Menschen demnach, ihr Geizigen. die ihr von einer Leidenschaft getrieben werdet, die kein Spiel der Einbildung ist, wie der Ruhm, diese Leidenschaft der Helden und der Gelehrten. Ein Beweis, daß ihr vernünftiger handelt, daß ihr denket. Könnte ich es durch meine Vorstellung doch zu eurer Ehre bey allen unsern Moralisten dahin bringen, daß sie künftig unter den edlen Leidenschaften den Geiz obenan setzen, und ihn aus dem schwarzen Register der Laster ausstreichen möchten! Ich erwarte desfalls keine Belohnung von euch. Es würde auch gottlos seyn, um einen Beyfall zu buhlen, den eure Leidenschaft verbietet. Findet ihr aber ja, daß ich selbst manchesmal viele von euren Mitbrüdern geschimpfet, und ihre Leidenschaften belachet habe; so glaubet nur, ihr würdet euch nicht besser rächen, und mich würdiger bestrafen können, als wenn einer unter euch durch seinen letzten Willen mich in die Verlegenheit setzen wollte, in der ich Lust bekäme, von den Moralisten auch auf mich schimpfen zu lassen.

* *

Charaktere,

nach einigen bekannten Grundsätzen entworfen.

Denenjenigen, die den Witz des Waffenträgers des Don Quixot in Sprichwörtern bewundern, können die Erklärungen unmöglich unangenehm seyn, die Herr Rabner von verschiedenen ursprünglich deutschen Sprichwörtern gegeben hat, deren Bedeutung man vor ihm entweder nicht recht verstanden, oder um die man sich wenigstens aus Gewohnheit nicht eben sehr viel bekümmert hat. Es ist mit den Sprichwörtern, wie mit einer mathematischen Aufgabe, oder wie mit verschiedenen philosophischen Sätzen beschaffen. So bald man den wahren Sinn derselben entwickelt hat, so bald kommt man durch sie auf Entdeckungen, die sonst noch lange fremde geblieben wären. Ich muß es gestehen, daß ich dem Herrn Rabner fast unter allen seinen Lesern den mehresten Dank für seine Bemühung schuldig bin, und manchesmal selbst in die Versuchung gerathe, mich mit der Erklärung solcher Redensarten zu beschäfftigen. Ich habe gefunden, daß mir gewisse Bedeutungen von Wörtern oft den ganzen Charakter von gewissen Personen entdecket haben. Ich war neulich bey einem reichen Kaufmann zu Gaste, wo man sehr heftig über die Bedeutung der Redensart stritt: Geld macht den Mann. Es wurden wol tausend Beyspiele angeführet, diesen wich-

wichtigen Satz in sein völliges Licht zu setzen. Man erzählte, daß Cleant schon lange nicht mehr ein braver, ein ehrlicher Mann seyn würde, wenn er nicht aus einer ansehnlichen und reichen Familie wäre. Der Lebenslauf eines jungen Menschen von 20 Jahren wurde von einer Matrone erzählet, die wenigstens ihrer ehrwürdigen Runzeln wegen allen historischen Glauben verdiente. Sie bewies der ganzen Gesellschaft, daß Leander ein großer Mann sey: denn er habe seit vier Wochen ein Capital von 80000 Mark geerbet, und einen Handel nach Rußland angefangen. Ein solcher Beweis ist ohne Tadel! Man rechnete eine Menge von Menschengesichtern her, die vielleicht ewig den Charakter der Narren würden behauptet haben, wenn sie nicht ihre Bedienung, oder vielmehr das Geld, wodurch sie diese Bedienung erhalten, zu viel bedeutenden Männern gemacht hätte.

Ich wurde durch diese Beyspiele leichter, als durch alle demonstrativische Gründe, überführet; und so bald ich itzt das Wort Geld gedenke, so bald denke ich auch schon das Wort Mann dazu. Ein Mann ohne Geld würde also in unsern Tagen eben so klingen, als wenn ich sagen wollte: Ein christlicher Jude. Wenigstens können unsere Kaufleute, die täglich die Börse besuchen, nicht ohne das Wort Mann gedacht werden; sie müßten denn ihren Credit verlohren haben, der eben sowol Männer machen kann, als das Geld.

Ich habe eingesehen, wie nützlich dergleichen Betrachtungen im gemeinen Leben sind; und ich will es

daher versuchen, aus der richtigen Bestimmung der beyden Redensarten: Gut macht Muth, und Schweigen verräth nicht, den Charakter verschiedener Personen zu entwerfen. Ich hoffe, meine Landesleute werden mir es Dank wissen, daß ich sie von einer Sache belehre, die sie bey einer geringen Aufmerksamkeit aus der täglichen Erfahrung lernen können. Diese beyden Redensarten will ich so ansehen, als der Philosoph seine Grundwahrheiten ansiehet. Sie sollen zugleich die ersten Züge meines Gemähldes seyn, woraus ich verschiedene vollkommene Schilderungen verfertigen kann.

Der Muth, oder der kühne Vorsatz, etwas zu unternehmen, muß allemal nach Gründen handeln. Ich rede philosophisch; und meine Leser müssen mir verzeihen, weil ich sonst in der Bestimmung irren könnte, und doch auf diese Bestimmung alles ankommt. Es geschiehet nichts ohne Ursache, oder ohne zureichenden Grund, wie unsere Philosophen sagen. Ein Narr ist nicht umsonst ein Narr. Er handelt nach gewissen Gründen; und so bald er aufhöret, dieß zu thun, so bald verdienet er den Namen eines Wahnwitzigen, und eine Stelle im Tollhause.

Der Muth hat folglich seine starken Gründe. Niemand ist ohne Ursache kühn. Die Ritter des Alterthums zerbrachen sich nicht umsonst einander die Hälse, und unsere Fahnenjunker würden gewiß ewig nicht in den Krieg gehen, wenn es nicht in der Absicht geschähe, eine Compagnie zu erhalten, bey der sie über den Rücken eines jeden Mousquetiers zugleich

ein gewisses Privilegium erhalten, oder auch nur wenigstens, um auf den Caffeehäusern mit mehrerer Glaubwürdigkeit prahlen zu können.

Doch der Muth, der wahre und eigentliche Muth, hat noch weit glücklichere und gesegnetere Quellen. Man hat in unserer Sprache ein Wort, welches alle diese Quellen mit einmal ausdrückt. Es ist das Wort: Gut. Daher bedienet man sich so oft der Redensart: Gut macht Muth. Diese Redensart, oder besser, dieser Grundsatz enthält den Stoff zu vielen Charakteren, die man in der Welt antrifft. Ein paar werden zum Beweise hinreichend seyn.

Dort donnert Negrill in seinem neuen Wagen durch die Gasse. Der Pöbel gafft ihn an, bewundert sein blankes Kleid, und sieht der Carosse voll Ehrfurcht nach. Wodurch hat sich Negrill zu diesem Glücke erhoben? Nicht durch Gelehrsamkeit, nicht durch Verdienste. Er wurde eins nach dem andern. Lakay, Caßirer, Unterpächter, und zuletzt Finanzen-Rath. Eine reiche junge Wittwe, die Negrill schon vor 10 Jahren als Lakay getröstet hatte, hat sich itzt diesen Trost auf beständig erkauft, oder deutlicher, sie hat sich dem Unterpächter antrauen lassen. Denn das war Negrill damals noch. Allein, es verstrichen keine vier Wochen, so besprach er sich mit der Chatouille des Fürsten, und für 2000 Thaler wurde er Finanzen-Rath. Er würde vielleicht niemals Muth zu dieser Bedienung bey sich gespüret haben, wenn ihm das Vermögen der Wittwe denselben nicht eingeflößet hätte. Den

Umfang

Umfang der Wissenschaften, die das Finanzwesen erfordert, kennet zwar der neue Rath nicht. Allein, aus seinem steifen Gesichte, und aus seinem gebieterischen Tone, mit dem er befiehlt, kann man sattsam schliessen, daß er ohne sein baares Geld nicht so vielen Muth haben würde.

Nun hat Mericourt die reiche Erbschaft gethan, die keinen beherzter, als ihn, hätte machen können. Wie werden es sein Schneider, sein Speisewirth, der Weinhändler und alle seine Gläubiger fühlen! Ehe Mericourt erbte, bekamen alle diese Leute zwar nichts; aber man wies sie doch mit Höflichkeit ab, und höchstens fanden sie verschlossene Thüren. Itzt stehet ihnen das Haus des Mericourt beständig offen; aber statt Geld regnet es gröbere Münze, Scheltworte, und wol gar Prügel. Würde Mericourt seinen Gläubigern so verwegen begegnen, wenn er nicht reich wäre? Der Reichthum führt ein gewaltiges Privilegium mit sich. Sein Schneider, der ihn vor drey Wochen würde haben beym Kopf nehmen lassen, wenn er ihn einen groben Mahner gescholten, und die Treppe herunter gestoßen hätte, bückt sich itzt für alle Ribbenstöße, womit ihn Mericourt bezahlet. „Sie scherzen nur, gnädiger „Herr!„ Würde der Schneider vor einigen Tagen so sanftmüthig gesprochen, oder würde vielmehr Mericourt so tapfer wider den Schneider losgezogen haben, wenn ihm nicht seine Erbschaft das Recht gegeben, so muthig zu seyn. Noch ehegestern drohete sein Weinhändler, ihm nicht eine halbe Bouteille mehr zu verkaufen. Mericourt bat mit niederträchtigen

tigen Thränen um Geduld. Heute kommt der Weinhändler, und bietet ihm selbst neuen Credit an, wenn er nur so glücklich seyn, und einige tausend Mark auf Abschlag seiner alten Forderung erhalten sollte. Aber was antwortet der noch gestern so weibische Mericourt: Wein will ich haben, Kerl, und Geld sollst du bekommen, wenn es mir beliebt; aber ja besser Weine als vorher! Denkst du, Hund, daß du mich mit deinem Schwefel vergeben willst? Geschwinde packe dich fort, ehe ich mir es einfallen lasse, dich für deine Betriegereyen gar nicht zu bezahlen. Wie Sie befehlen, Ihro Gnaden! Er bückt sich, geht weg, und Mericourt sieht ihm triumphirend nach.

Leand ist der reiche Sohn eines reichen Vaters. Sein ganzer Vorzug bestehet darinn, daß er schöne Kleider anziehet, ein böses Herz, nicht ein Quentchen Witz, aber ziemlich viel Geld hat. Er entscheidet unbarmherziger, als der fürchterlichste Kunstrichter. Sein Vater hat ihn dreymal aus einem ansehnlichen Banquerot reißen müssen. Er kann keiner Bedienung vorstehen; aber eine Frau muß er doch haben, und es wäre gut, wenn er mit dieser auch einmal Banquerot spielen könnte. Denn ich fürchte immer, daß sie ihn zur Last werden möchte, wenn er seine 12000 Thaler in Champagner hat verfliegen gesehen. Doch, so kleingläubig macht der Reichthum nicht. Gott, der die Raben ernährt, wird auch leicht verarmte Reiche ernähren. Gut macht Muth.

Philet hat, außer seinen brodirten Kleidern und neumodischen Westen, nichts Liebenswürdiges an sich. Sein Geschmack ist so ungestaltet, wie sein Körper; aber er ist Kammerjunker und sehr reich. Das sind ein paar starke Gründe, in den Gesellschaften die Rolle eines Vielbedeutenden zu spielen. Wenige Mägdchen sind so witzig, daß sie das Unanständige der feinen Herren bemerken sollten. Ein einziger Blick nach ihrem frisirten Kopf, nach ihrer Weste, oder nach ihren Waden macht sie in ihren Augen allerliebst. Wer so klug ist, daß er schöne Westen und feine seidene Strümpfe tragen kann, der hat in den Gesellschaften der Damen gewonnen. Kommt der natürliche Verstand noch dazu, sich von reichen Aeltern haben zeugen lassen; so wird man in der That der glücklichste Sigisbee werden. So viel zuversichtliche Gedanken muntern auf; und Philet, der zwar schon einige Dutzend Körbe eingesammlet hat, wird leicht ein Dutzend vernünftigere Schönen antreffen, die seinen Westen und seiner Börse die Ehre anthun, und sie lieben werden. Philet ist tausendmal glücklicher, als alle unsere Witzlinge. Wenigstens wiederfährt ihm eine größere Aufmunterung. Sein Vermögen ist ihm Aufmunterung genug; und die Welt müßte nicht mehr klug heißen, wenn Philet nicht nach seinem Gefallen tausend Herzen rühren, und über eben so viel Herzen siegen sollte. Gut macht Muth.

Der Muth, der auch bey der Gelehrsamkeit und in dem geistlichen Stande oft unentbehrlich ist, muß ebenfalls seine hinlänglichen Gründe haben. Es

gehöret

gehöret nicht wenig Muth dazu, wenn man sich der ganzen gelehrten Welt als ein vielbedeutender Autor in einer spanischen Peruke zeigen will.

Clitander, der alle mögliche Scholiasten auf den Fingern herzählen, und von dem Raum, von dem Wesen, von der Geistigkeit der Dinge so ausnehmend schön reden kann, daß ich ihn niemals verstehe; Clitander würde ewig kein Schriftsteller geworden seyn, wenn er nicht Geld gehabt hätte. Seine Metaphysik, die drey Octavbände ausmachet, würde noch itzt eben so unbekannt seyn, als vorher, wenn er nicht Autor und Verleger zugleich gewesen wäre. Er hatte an dem Werke keine Kosten gesparet; und sein Bildniß, das vor demselben stehet, kostet allein 60 Thaler; denn die Peruke machte dem Kupferstecher sehr viel Mühe, und die Tressen auf dem Kleide wollten auch mit Geschmack gestochen seyn. Clitandern ist erst vor 4 Wochen eine reiche Erbschaft zugefallen, und er hat nachdem schon wieder eine Abhandlung in zwey Alphabeten, de jure hæreditandi ex rationibus philosophicis & historicis, verfertiget, die vermuthlich sehr bald cum impensis Autoris celeberrimi erscheinen wird. Gut macht Muth.

Ehe ich mit der Erklärung dieser Redensart abbreche, will ich noch eine Anmerkung machen, die man bey einer genauen Untersuchung allemal wahr finden wird.

„Mit dem Reichthum ist nicht selten das Vorrecht „vereiniget, ein offenbarer Freygeist zu seyn.„

Ein Mann, der denken kann, oder deutlicher zu reden, ein

ein Mann, der einige tausend Thaler im Vermögen hat, würde nicht mehr klug heißen, wenn er die Religion nicht für eine Ausgeburt halten wollte, die in dem Gehirn hungeriger Pfaffen, und in der Politik der großen Herren gezeuget ist. Für den Pöbel, der gehorchen und arbeiten muß, schickt es sich, zu beten. Für Leute, die Geld haben, ist es eine verdrießliche Sache, andächtige Seufzer gen Himmel zu schicken. Es kommt alles darauf an, wie es das Schicksal ordnet. Wer im Staube kriechen muß, der ist gezwungen, es zu thun; und wer reich seyn soll, der ist reich, und wird es auch bleiben, ohne daß er nöthig hat, alle Morgen und Abend in geistliche Verzückungen zu gerathen.

Ich kenne einen benachbarten Amtmann, der von nichts lieber, als von Renten, Pfaffen und Zoten, redet. Seine liebsten Gäste sind diejenigen, die über den schwermüthigen Gedanken lachen, sich einen Gott zu erdenken, der alles regieret, und der Arme und Reiche gemacht hat. Nach seiner Meynung sind die Begüterten Herren der Welt, und der Pöbel ist nur dazu gemacht, daß er gehorchen, und um desto besser zu gehorchen, einen fürchterlichen Gott glauben müsse. Nach diesem Plane regieret er sein ganzes Dorf voll Bauern, und diese Arme fühlen es nur gar zu oft, wie gewissenhaft ein reicher unwissender Richter handelt, wenn sie das Schlachtopfer seiner Gerechtigkeit werden. Er hat wöchentlich den Gerichtsverwalter, der schon zweymal wegen eines Meyneids angeklagt gewesen, einen Officier und einen jungen Menschen zur Tafel, der sich wegen seiner

lieder=

liederlichen Einfälle bey dem Herrn Amtmann den Ruhm eines witzigen Kopfs erworben hat; und wenn der Spaß vollkommen seyn soll, so wird der Hochehrwürdige Herr Pastor mit genöthiget, der sein Glas Wein besser verstehet, als seine Theologie.

Die erste Gesundheit, die der Herr Amtmann alsdann einsetzet, ist der Witz des jungen Gelehrten. Sie stoßen an, und der Wirth ruft ihnen mit einer vernehmlichen Stimme vor:

Der Klang unsrer Kannen
Soll Teufel, Gewissen und Priester verbannen!

Sie stoßen beherzt an; nur Ihro Hochehrwürden nicht, die den Kopf schütteln, und ein klein bischen feindselig lächeln. „Nun, Herr Pastor! frisch an-„gestoßen! Sie stehen ja itzt nicht auf Ihrem heili-„gen Holze. Ey zum Henker! schreyet der Officier. „Sie wären mir ein schlechter Feldprediger! Der „Donner! ich habe einen Kerl bey meinem Regi-„mente! Wenn er vor der Trommel prediget, so ist „er ein rechter Pinsel, und der Holunke stehet da, als „wenn er allen Heiligen die Zähen abgebissen hätte. „Aber wenns ans Saufen gehet, da kann er mich „und meine Collegen in aller —— Namen zu „Boden saufen.„

Ihro Hochehrwürden lächeln noch immer. „Neh-„men Sie mirs nicht übel, Herr Pastor! ruft endlich „der Witzling, daß wir Sie itzt in Ihrer Andacht „stöhren! Wir wollen Ihnen Ihren lieben Herrn Gott „gar nicht nehmen. Aber uns zu gefallen können Sie „wol einmal mehr als einen Gott glauben. Nicht „wahr, meine Herren, ist Bachus nicht ein aller-

„liebster Gott? Frisch, Herr Pastor angestoßen! „Legen Sie uns mit diesem Glas Wein zugleich Ihr „Glaubensbekenntniß ab. Stoßen Sie an, meine „Herren!

„Wir sind in Geheimnissen Spötter,
„Wohlan, es leben die Götter!

Der Witzling lacht zuerst über seinen Einfall. Der Amtmann und der Officier folgen ihm nach, und bewundern ihn noch etwas vernehmlicher. Der Herr Pastor thut nichts, als daß er den Kopf etwas stärker, wie zuvor, schüttelt, zuletzt aber doch anstoßet, das Glas leeret, wieder einschenket, und mit einem undeutlichen Seufzer antwortet: „Ja, Sie sind mir „lose Herren.„

Es ist eine Schande, wenn ein Mann, der die Ehre der Religion seyn sollte, sich und die Religion zum Gelächter machet, da er weiter nichts dafür genießet, als wöchentlich einige Mahlzeiten, und ein paar wohlfeil gepachtete Hufen Landes.

Der Amtmann, von dem ich itzt rede, befand sich in seiner Jugend in sehr dürftigen Umständen, und er war ein guter Christ, so lange er noch nicht reich war. So bald sich aber seine Umstände verbesserten, so bald verbesserte sich auch seine Denkungsart, und er suchte, nächst der Ehre, reich zu seyn, auch noch eine andere, nämlich an allem, was Religion heißt, zu zweifeln. Er wußte, daß dieß der Geschmack der großen Welt sey. Wer die Höfe und die Akademien besuchet hat; wer die vornehmen Sitten der erfahrensten Officiers kennet, und wer endlich die Hälfte des reichen Pöbels scharf beurtheilet, dem wird es

leicht seyn, sich von diesen Gedanken zu überführen. Ein reicher Freygeist ist immer noch kühner, als ein Spötter, den seine Armuth an der Vorsehung, und folglich auch an der Religion zweifeln läßt. Der Leichtsinn schweifet allemal mehr aus, als eine vermeynte Ueberzeugung. Der Arme ist nur in so fern ein Freygeist, weil er glaubet, daß es zu seiner Beruhigung dienet. Der Reiche aber ist es, um aus voller Brust zu lachen, und sich ein abwechselndes Vergnügen zu verschaffen. Seine Umstände machen ihn immer muthiger, einen Haufen Pedanten aufzuziehen, der in einer schwarzen Kutte die Leute für Geld mit aller Gewalt in den Himmel ziehen will, und eine Menge von armen Geschöpfen zu belachen, die ihren Mangel durch nichts anders versüßen können, als auf das Wort ihres Pfaffen, den Himmel mit ihren Stoßgebetern zu stürmen.

Ich habe angemerket, daß unsere junge Herren, die gerne witzig seyn wollen, ebenfalls an einem oder dem andern Theile der Religion auf Gerathewohl wegzweifeln. Bey diesen sind sehr selten ihre glücklichen Umstände der Antrieb der Spötterey, sondern nur der Vorsatz, andere zu überreden, daß sie schärfer und feiner denken können, als der Pöbel. Unsere junge Welt, die durch das Wort: Stutzer, nicht mehr geschimpfet werden kann, indem sie itzt eine allzu große Ehre darinn suchet. Unsere junge Welt glaubet, es gehöre mit zu ihren vorzüglichen Verdiensten, in Gesellschaften, oder wo man nur Gelegenheit hat, seinen Witz auszuschütten, sich als ein Freygeist aufzuführen. Es ist Schade, daß noch keiner von diesen

feinen Geistern so witzig gewesen ist, einen Beweis zu liefern, daß auch der Charakter eines Freygeistes mit zu einem Stutzer und Witzling gehöre. Er müßte aber mit Geschmack geschrieben seyn; das verstehet sich. Mit Erlaubniß dieser einsichtsvollen Herren, will ich ihnen den Plan hier kürzlich entwerfen. Dieß wäre ungefähr der Titel: Witzige Gedanken, daß ein Stutzer ein Freygeist seyn müsse. Ich würde wol zu dem Titel: Beweis, gerathen haben. Allein, ein solches Wort ist für einen Witzling zu schematisch. Das Werk könnte, ungeachtet der wenigen Kapitel, doch wenigstens zwey Alphabethe betragen. Man könnte ungefehr zeigen, daß ein Stutzer nicht um sein selbst willen, sondern, der Welt zu gefallen, ein Stutzer wäre. Eben so müßte auch der Beweis von dem Freygeiste geführet werden. Diese beyden Charaktere müßte man mit einander zu vergleichen suchen, alsdann auch eine Anweisung geben, an welchen Theilen der Religion man am füglichsten und liebsten ein Freygeist werden könne. Zum Beschluß dürfte es nicht undienlich seyn, wenn man allerley witzige Einfälle erdächte, wodurch man bey einer jeden Gelegenheit der Religion spotten, und andere zum Lachen bringen wollte. Mich deucht, dieses letzte Kapitel würde bey der Ausführung die wenigste Mühe kosten. Man dürfte nur alle Zweydeutigkeiten sammlen, womit unsere junge Herren sich in Gesellschaften hervorzuthun suchen.

Mein Verleger hat mich schon versichert, daß er ein solches Werk gern annehmen, und für den Bogen wenigstens einen Louis d'or geben will. Er glaubet,

es werde gehen. Denn er hat ein so großes Zutrauen zu seinen Lesern, daß er nicht zweifelt, die erste Auflage, die sehr groß werden möchte, allein in Hamburg abzusetzen.

Ich muß mich entschuldigen, daß ich bey einer so bekannten Sache weitläuftig geworden bin. Aber es ist nun einmal mein Fehler, wenn ich mich als Autor gedenke, daß ich eben so viel Muth bekomme zum Schreiben, als unsere junge Herren zum Spotten.

Aus der andern Redensart: Schweigen verräth nicht; die ich noch zu erklären habe, kann auf eine eben so leichte Art der Charakter vieler Personen geschildert werden.

Ich leugne es nicht, daß es sehr vielen menschlichen Maschinen zuträglich wäre, wenn sie ewig schweigen würden. Ein goldener Herr, dem eine Antichambre voll unterthänigster Clienten aufwartet, und auf dessen Wink Diener, Pferde und alles in Bewegung gebracht wird; diese Excellenz würde ihren Charakter am besten behaupten, wenn sie nicht anders, als durch Mienen, reden wollte. Hier kommen Ihro Gräfliche Gnaden. Sie paßiren durch eine gedoppelte Reihe demüthiger Clienten, die bereits zwo Stunden auf Audienz gewartet haben, und die sich itzo bis auf die Erde bücken, denen aber Ihro Gnaden durch Mienen zu verstehen geben, es sey gegenwärtig nicht Zeit, auf ihre Sachen zu hören. Wohin soll der Kutscher fahren, Ihro Excellenz? Nach Hofe! Der Herr steiget aus. Er machet dem König die Morgenvisite, aber er machet sie heute eben so, wie gestern, und gestern wie ehegestern, und wie er sie immer gemacht

 hatte.

hatte. Dergleichen Complimente rechne ich also mit zum Stillschweigen, das nicht verräth. Auf dem Abend fahren Ihro Gnaden unfehlbar nach der Oper. Der Castrate singt göttlich! Haben Sie wol bemerket, mit welchem Gusto Ricciarelli diese Arie sang, Madame! Alles dieses, mit noch andern Schmeicheleyen untermischet, die, wie sich von selbst verstehet, mit zur Hofsprache gehören, wird der nächsten Dame ein paarmal mit einigen Cavalier-Flüchen vorgesaget. Aber alles dieses, welches die gewöhnlichen Unterhaltungscomplimente sind, rechne ich mit zum Stillschweigen. So lange also Ihro Excellenz auf eine solche Art reden, so lange werden Sie Ihren Charakter nicht verrathen; aber wenn Sie von den Angelegenheiten Ihres Fürsten reden, oder für einen armen Clienten sprechen, und die gethane Zusage erfüllen sollen, da erfahren Sie nicht selten, daß Sie besser gethan, wenn Sie in der Sache Ihres Monarchen geschwiegen, oder auch, wenn Sie dem Clienten gar nichts versprochen hätten.

Eben auf die Art würden tausend in ihrem Ansehen bleiben, wenn sie die Kunst verstünden, nicht zu reden. Manche Stadt würde mit ihren wohl gewachsenen Predigern eine große Ehre einlegen, wenn sie nichts anders thun dürften, als sich dem Volke alle Sonntage einmal öffentlich zur Schau zu stellen. Aber daß sie reden müssen, das ist gar zu gefährlich!

Ich sammle mir meine Originale, wo ich sie finde; und das Caffeehaus, das ich wöchentlich ein paarmal besuche, hat mich beständig in den Gedanken bestärket, daß der Satz: Schweigen verräth

räth nicht, manchen Charakter bestimmet. Ich rede zwar selbst nicht viel; aber ich schweige doch auch, dem Himmel sey gedankt! nicht deswegen, weil ich nicht verrathen seyn will. Die mich von Person kennen, wissen, daß ich nicht schwatzhaft bin, aber daß ich auch ganze Stunden lang wegplaudern kann, wenn ich wünsche, daß so viele Narren ewig schweigen, und sich nicht verrathen möchten.

Da die Exempel eine Sache am besten beweisen, so will ich hier ebenfalls einige anführen, und hernach meine Leser urtheilen lassen, in wie ferne mein Grundsatz wahr, und anzunehmen sey.

Ich bin mit einem benachbarten Prediger bekannt, den ich immer für vernünftig gehalten, so lange ich ihn noch nicht habe predigen hören. Ich habe ihm wol tausendmal einige Stellen der Alten vorgesaget, und sie, zur Ehre unsers Zeitalters, mit Stellen der Neuern verglichen, und ich habe allemal ein zuversichtliches Ja von ihm zur Antwort erhalten. Es kann seyn, daß mein Landprediger weder die Schriften des Alterthums noch ihrer Nachfolger verstehet; aber er verräth doch seine Unwissenheit nicht, indem er mir niemals widerspricht, und sein ewiges Ja oder Nein ist mir der sicherste Beweis, daß Schweigen niemals verrathe. Wenn ich ihn aber nur den 25sten Sonntag nach Trinitatis nicht über den Greuel der Verwüstung hätte predigen hören, so würde ich doch noch geglaubet haben, daß er mehr als seine Postill verstände. Sie ist gefallen, Babylon, die Große. So pathetisch fing er seine Predigt an, und ich war schon froh, daß ich eine vernünftige Predigt

hören würde. Aber meine Hoffnung wurde mir bald verdorben. Ich hörte weiter nichts, als daß viele unordentliche Sätze in einem noch unordentlichern Tone hergepoltert wurden. Sie ist gefallen, Babylon, die Große; und so wird das heutige Babylon auch fallen. Dieß wiederholte er unendlichemal. Ich wünschte, aus Verdruß, daß Ihro Wohlehrwürden, die so oft von Fallen redeten, nur selbst zur Kanzeltreppe herunterfallen möchten. Die Gemeine würde wenigstens in ihm nicht so viel verlohren haben, als in ihrem Organisten. Denn der Bauer wird mir doch antworten können, was sein Cantor für einen Choral gespielet hat; aber was sein Priester von Babylon und von dem Antichrist prediget, das wird er nicht einmal aussprechen, geschweige denn behalten, und wieder erzählen können.

Bey dem Schlusse seiner strohernen Beredtsamkeit gerieth der Herr Pastor in Eifer. Aber der Eifer hatte keinen Antheil an seinem einförmigen Tone. Die Hitze zeigte sich nur in der geschwindern Bewegung der Hände und in einigen Scheltwörtern. Gott weiß, wo er mochte gelesen haben, daß man zu Jerusalem schon Schauspiele gehabt habe. Wenigstens erzählte er seinen Bauern ganz zuversichtlich, daß eben dadurch Gott bewogen worden wäre, die arme Stadt Jerusalem zu zerstöhren. Das hatte mir noch zu meiner völligen Ueberzeugung gefehlet. Und nun glaubte ich im ganzen Ernste, daß Ihro Wohlehrwürden ein Narr wären. Ich gieng aus der Kirche mit einem innerlichen Unwillen über die Unwissenheit und Thorheit dergleichen Prediger, die in einem gleich-

lautenden Schultone ihren Zuhörern nichts sagen, oder höchstens doch auf eine lächerliche Art über die Sitten der Welt spotten, indem sie die Ehre Gottes zu vertheidigen glauben. Ich habe nachher meinen Prediger immer für das gehalten, was er ist; welches ich aber nicht würde gethan haben, wenn ich ihn nicht gehöret hätte. Der Grundsatz: Schweigen verräth nicht, entscheidet also den Charakter dieses ehrwürdigen Mannes vollkommen.

Den Herrn von U*** habe ich nur ein paarmal auf dem Caffeehause gesehen, und aus seiner drapdornen Weste und seinem geschickten Billardspiele hätte ich fast schließen sollen, daß er Verstand habe. Er setzte sich neulich neben mir und dem Herrn Y*** ans Kamin. Er ließ sich eine Pfeife Toback geben; er spuckte aus; er trank ein Glas Mandelmich, und schwieg stille. Ich glaubte noch immer, daß er Verstand habe. Sind sie gestern in der italienischen Comödie gewesen? redete er mich endlich an. Nein, mein Herr, antwortete ich ihm ganz kurz. Er mochte mich entweder für einen Melancholicum oder für einen Tropf halten, der nicht wüßte, was das Wort: Comödie, für ein Ding sey. Genug, er wandte sich von mir weg, und frug den Herrn Y*** auf eben die Art. Er fand hier einen bessern Gesellschafter; aber er widersprach ihm auch desto besser. Das hätte ich doch nicht geglaubet, sagte endlich der junge Herr von U***, daß Ihnen die italienischen Comödien so schlecht gefielen! Gehen Sie künftigen Montag hinein, Sie werden Wunder sehen. Man hat mir gesagt, daß die Gesellschaft ihre besten Stücke bis auf

die zukünftige Woche gesparet hätte. Sie muß nun wol freylich ihre Ursache dazu haben. Wie gesagt, gehen Sie auf den Montag hinein. Ein Stück! mein Herr, das ist ein Stück! es heißt —— zum Henker! wie heißt es denn nun? es heißt —— Ey nun! es mag heißen, wie es will; es ist ein unvergleichliches Stück. Und die Musik, mein Herr, wird besonders neu seyn. Wenigstens kann ich Ihnen zum voraus im Vertrauen sagen, daß eine ganz neue Arie wird gesungen werden. Er sprach dieß, was er im Vertrauen reden wollte, so vernehmlich aus, daß man es an der andern Seite der Billardstafel hören konnte. Von wem wird denn diese neue Arie seyn? frug ihn jemand. „Ich habe sie componiret, mein „Herr. Die Composition ist jederzeit mein Haupt„werk und meine liebste Beschäfftigung gewesen. Ich „hatte den berühmten Herrn *** vor einigen Jah„ren zum Lehrmeister.„ Hätte er doch geschwiegen, dachte ich bey mir selbst, oder hätte er es wenigstens nur nicht entdecket, daß er seine Composition dem Herrn *** zu danken habe. Wenn der Lehrer ein Windbeutel ist, wie viel größer muß denn nicht sein Schüler seyn! Hier vergaß ich auf einmal die goldene Weste und das schöne Billardspiel des Herrn von U***. Ich machte die Anmerkung, daß er wohl gethan hätte, wenn er diese beyden Stücke allein hätte reden lassen. Es sind zwar nur stumme Redner; aber sie nehmen manchesmal mehr ein, als die lauten kleinen Schreyer. Ich dachte daher gleich an das Sprichwort, das seinen Charakter so deutlich machet: Schweigen verräth nicht.

Außer

Außer dem Barbier ist in dem Dorfe S*** keiner schwatzhafter, als der junge Herr Fähndrich. Er ist wohl gewachsen; er ficht gut, und reitet besser, als der geschickteste Stallmeister. Wer ihn nicht weiter kennet, der hält ihn für einen vernünftigen Mann. Aber er ist ein Officier, und die dürfen nicht schweigen. Sie scheinen noch dazu ein Privilegium zu haben, mehr zu sagen, als sie verantworten können. Seiner Frau Mama und Fräulein Schwester erzählet er Wunderdinge. Man sollte glauben, er sey der einzige hannöversche Officier, der die Franzosen bey Dettingen geschlagen. Wenn er auch weiter nichts sagte, als daß er bey dem Treffen gewesen; so würde man ihm zur Noth glauben. Aber daß er das Lager abbilden, ein jedes Detaschement in Schlachtordnung stellen, den Angriff beschreiben, und selbst mit dem Degen in der Faust zwanzig Franzosen auf einmal in den Mayn will gestoßen haben, dieses unvorsichtige Plaudern verräth ihn, und er hätte besser gethan, wenn er geschwiegen hätte.

Wie viele Charaktere könnte man nach diesen beyden Grundsätzen nicht nach dem Leben zeichnen?

Ehe ich diese mir gesammleten Anmerkungen schließe, will ich noch erinnern, daß das Schweigen hauptsächlich bey Kaufleuten nicht schade. Kaufleute, die ihre rechtmäßigen Schulden leugnen, oder auch ihre Contobücher auf die Seite bringen, können niemals verrathen werden. Sollte man deswegen einen Kaufmann gleich auf den Schuldthurm setzen, weil er seine Schulden nicht angeben kann? Wie viele große Männer, die itzt wieder in den prächtigsten Kutschen fahren,

fahren, und schon zweymal Banquerot gemacht haben, würden alsdann ewig in Verhaft sitzen müssen; und wie lange hätte die Obrigkeit schon auf die Erweiterung eines solchen Behältnisses denken müssen? Bey einem Banquerot, (es verstehet sich aber bey einem vernünftigen und rechtmäßigen Banquerot) verlieret ein Kaufmann gerade nichts; und wenn er schweigen, oder auch allenfalls muthig schwören kann, welches oft eben so gute Dienste thut, als das Stillschweigen, so wird es gewiß sein Schade nicht seyn. Von den Lehrlingen im Banquerotiren, die ihre ganze Schuld sogleich gestehen, und den Augenblick einen guten Accord treffen, rede ich hier nicht. Bey denen hat die traurige Grille des Gewissens schon die Oberhand gewonnen, und die sind auf ewig verlohren. Denn ein Kaufmann, der sich den schwermüthigen Gedanken einfallen läßt, redlich zu handeln, der wird niemals mit Ehren banquerot werden können.

Die Erfahrung ist in den angeführten Exempeln auf meiner Seite; und ein jeder von meinen Lesern wird von selbst leicht den Ausspruch geben können, ob ich in der Erklärung und Bestimmung dieser beyden Redensarten, so bekannt sie auch unter uns sind, einigermaßen glücklich gewesen sey, und ob es nicht eintreffe, daß man beyde Redensarten, als ein paar Grundsätze ansehen könne, die den Charakter so vieler Personen entscheiden und bestimmen.

Galgen

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Galgen und Rad,

als

die besten Mittel,

die bürgerlichen Tugenden aufrecht zu erhalten.

Zum

Gedächtniß der Stiftung

Kaysers Carl des Fünften

peinlichen Halsgerichtsordnung

in

dem juristischen Hörsaale einer Akademie in Deutschland bewiesen, und aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzet.

Meine Herren,

Seitdem die Menschen keine Neigung mehr bey sich spüren, in den Wäldern zu wohnen, sich mit Wurzeln zu nähren, und ein jeder für sich eine Republik vorzustellen, seitdem hat die Neigung, sich einander nach allen Regeln der Politik die Hälse zu brechen, dergestalt überhand genommen, daß man auf gewisse Bewegungsgründe denken müssen, dieser übeln Gewohnheit vorzubauen. Unzählige Moralisten sind so gut gewesen, in den dickſten Büchern die Ursachen dieser übeln Gewohnheit zu bestimmen. Die meisten

meisten haben schön davon geschrieben, und das Uebel ist doch geblieben. Es ist mit den Lastern, wie mit den Krankheiten, beschaffen. Was wird es dem Patienten helfen, wenn ich ihm alle Ursachen und Umstände seiner Krankheit noch so geschickt demonstrire, und nicht im Stande bin, auf Mittel zu denken, seine Krankheit zu heben? und was werde ich der bürgerlichen Gesellschaft für Nutzen stiften, wenn ich alle die Ursachen richtig anzugeben weiß, die das Laster in Schwung gebracht haben, und keine Gründe anführen kann, das Laster selbst, mit seiner Wurzel, auszurotten? Daß es gewisse Mittel wider die Laster gebe, brauchet nicht einmal bewiesen zu werden. Die Herren, die alles beweisen, überheben mich dieser Mühe; und Carl der Fünfte, der für die bürgerlichen Tugenden unsterbliche Kayser, hat durch seine Halsgerichtsordnung alle moralische Lehrbücher unserer Philosophen zu Schanden gemacht, und geschwindere und wirksamere Hülfsmittel wider das Laster angewiesen, als kein Philosoph wird erdenken können.

Wenn man Gründe für die Tugend, und Verwahrungsmittel wider das Laster angeben will; so müssen dieselben für jedes Alter und für alle Zeiten passen. Das gestehen selbst unsere Weltweisen, ob es ihnen gleich an Geschicklichkeit fehlet, diese Mittel in Vorschlag, oder gar in Ausübung zu bringen. Die Gründe, davon ich itzt in einer so angesehenen Versammlung, zum Gedächtniß der unsterblichen Stiftung Carls des Fünften, reden will, sind ganz untrüglich, weil einige davon das Laster mit dem

Laster=

Lasterhaften selbst vertilgen; und das sind die schnellesten und stärksten Mittel. Schade nur, daß von denselben diejenigen ausgeschlossen sind, die unter allen Menschen die meiste Gelegenheit haben, lasterhaft zu seyn! Ein Mensch, der sich mit andern mehr aus Noth, als aus Bosheit, verbunden hat, mit einigen Schiffen in der See zu kreuzen, und, was ihm aufstößet, anzuhalten und zu rauben, heißet ein Seeräuber, und ein anderer, der nicht aus Noth, sondern oft nur den kleinen Ehrgeiz seines Monarchen zu rächen, mit vielen Schiffen, die den Donner gepachtet haben, unendlich mehr raubet und tödtet, wird ein Admiral genannt. Jener wird mit dem Stricke, und dieser mit Lorbeern belohnet. Dem einen nimmt man auf einmal alle Mittel, lasterhaft zu seyn, und dem andern reichet man sie mit beyden Händen dar. Wer mir zwey Schaafe stiehlet, begehet, nach der peinlichen Philosophie, ein großes Laster, und eben diese Philosophie hat Gründe, wodurch sie diesem Laster vorbauen kann. Aber ein Krieger, der meine ganze Heerde plündert, und meine Aecker verwüstet, ist, nach den Vernunftschlüssen dieser Moral, von der Fähigkeit dieses Lasters, und folglich auch von den Mitteln wider dasselbe, ausgeschlossen; ein Beweis, daß die Lehrbücher, wie die Handlungen der Menschen, von Widersprüchen voll sind, die mehr Anlaß zur Spötterey, als zur ernsthaftesten Widerlegung, gewähren. Ist es inzwischen nicht lächerlich, daß diejenigen, die von den Mitteln wider das Laster ausgeschlossen sind, selbst die Vollzieher dieser Mittel seyn müssen!

Die gesunde Vernunft der Gerechtigkeit hat keine trifftigere Bewegungsgründe erdenken können, die Menschen von den Lastern abzuhalten, als Galgen und Rad. Dieß ist die schärfste Beize des Lasters, die den zwiefachen Vortheil hat, daß sie das Verbrechen mit dem Verbrecher selbst bestrafet, und andere dadurch von eben diesem Verbrechen zurückhält. Es ist aber nicht allemal nöthig, nach diesen äußersten Gründen zum Besten der bürgerlichen Tugenden zu verfahren. Einige Laster sind so geringe, daß die Wagschaale der Gerechtigkeit, auf welcher Galgen und Rad lieget, nicht eben allzu stark aufgezogen wird, und in diesem Falle hat man gelindere Tugendmittel erdacht. Man erzählet von einem persischen Prinzen, Namens Schach Abas, der um das Jahr 1637 regierete, daß er einen reichen Becker, der einem armen Manne kein Brodt verkaufen wollen, weil er, seinem Vorgeben nach, es für den Schach und dessen Soldaten aufheben müsse, in einem heißen Backofen habe stecken lassen. Ich glaube, es hätte gelindere Mittel wider dieses Laster gegeben; und alle unsere Becker würden Gefahr laufen, lebendig gebacken zu werden, wenn die Gerechtigkeit eine so strenge Moral in verschiedenen Fällen gegen sie ausüben wollte. Es kommt allerdings auf eine Geschicklichkeit in der Wahl dieser Mittel an. In dem nachfolgenden Exempel wird man eine bessere Proportion wahrnehmen. Als eben dieser Schach erfahren, daß ein Kasi oder Richter in Ispahan sich von beyden Partheyen hatte bestechen lassen; so ließ er ihn rücklings auf einen Esel setzen, und ihm den

Schweif

Schweif statt des Zaums in die Hand geben. Seine schöne Weste ließ er mit den Gedärmen eines eben erst geschlachteten Hammels galoniren, ihn in diesem Aufzuge durch die Stadt führen, und dabey ausrufen: Dieß ist die Strafe für einen Richter, der sich bestechen läßt!

Ich wette, daß dieses Mittel ein starker Bewegungsgrund zur richterlichen Tugend bey einem jeden andern Kasi in Ispahan gewesen ist. Die Verwahrungsmittel steigen nach der Beschaffenheit des Lasters, und die letzten und untrüglichsten sind allemal Galgen und Rad. Zwar ist es andem, daß auch diese letztern oft unwirksam sind, und in dem Herzen des Lasterhaften keinen Eindruck machen, oder einen Bewegungsgrund zur Tugend abgeben. Einige triumphiren mit Gewalt, andere mit List über diese Mittel; jene dadurch, daß sie den Händen dererjenigen entrinnen, denen die Vollziehung der peinlichen Moral anvertrauet ist, und diese dadurch, daß sie die Gründe, die man ihnen vorlegt, durch gewisse Kunstgriffe zernichten, und der Mittel wider das Laster auf eine besondere Art spotten.

Wer ist unter Ihnen, meine Herren! der nicht den liederlichen Cleobulum kennen sollte. Könnte er fortfahren, lasterhaft zu seyn, wenn er nicht selbst den Gründen widerstrebet hätte, die man in Holland anwenden wollte, ihn tugendhaft zu machen?

Die reine Philosophie der Justiz hatte das Amsterdammer Zuchthaus für sein Hülfsmittel in Vorschlag gebracht. Allein, die Nacht vorher fand Cleobulus Gelegenheit, sich durch die Flucht diesem Mittel zu widersetzen. Wird er nicht künftig einmal die erste Gelegenheit ergreifen, auch seinen Hals dem Strick zu stehlen, wenn man dieß äußerste Hülfsmittel wider ihn gebrauchen wollte?

Viele besitzen die Geschicklichkeit, mit Galgen und Rad, oder, welches einerley ist, mit denenjenigen, die über diese Hülfsmittel zur Tugend gesetzet sind, einen Bund zu machen. Die Gerechtigkeit würde nicht für die Menschheit passen, und keine menschliche Schwachheiten mehr haben, wenn sie zu diesem allgemeinen Vertrag nicht bequem genug wäre. Es ist ihr oft nicht sowol um das Laster selbst, als um den Profit der Laster zu thun. Sie weiß die philosophische Regel, aus den Thorheiten der Menschen Nutzen zu ziehen, sehr wohl anzuwenden; und ob sie gleich öffentlich sich stellen muß, als wenn sie die geschwindesten und schärfsten Mittel zum Besten der Tugend gebrauchen wollte: so hat sie doch heimlich auf alle Laster gewisse Taxen gesetzet, welche sie allenfalls noch erhöhen kann, je mehr die Lieblinge der Laster einer über den andern erhaben sind.

Die Oekonomie der Gerechtigkeit hat dieses Verfahren nothwendig gemacht, und es schickt sich auch

um

um so viel besser für sie, je gewisser es ist, daß ihre Priester lediglich von den Thorheiten der Menschen leben. Nur wird eine eben so feine Geschicklichkeit, als in der Politik, erfordert, mit diesen Thorheiten zu handeln. Cleonte, (Sie müssen ihn kennen, meine Herren! Es ist der Vetter des alten Arists, der sich mit seinem zweyten Banquerot das austrägliche Gut in Holstein erworben.) dieser Cleonte hatte sich so sehr gegen die bürgerlichen Tugenden versündiget, daß kein anderes Mittel mehr übrig war, seinem Laster vorzubauen, als Galgen und Rad; und wenn es die Haushaltung der Gerechtigkeit allemal für zuträglich fände, ein so schleuniges Mittel zu ergreifen: so würde Cleonte nothwendig haben hängen müssen. Allein, Cleonte verstand sich auf die Küche seiner Richter, und diese ließen es aus Hochachtung gegen die Einsicht des Cleonte geschehen, daß er das Mittel, welches die Justiz gebrauchen wollte, durch ein trifftiges Gegenmittel unkräftig machte. Da Cleonte selbst ein Rechtsgelehrter ist, so verstand er alle die Gradationes, durch welche man dazu gelangen kann. Es würde ein sehr plumpes Gegenmittel gewesen seyn, wenn er sogleich einige Beutel mit Louis d'or auf die Wagschaale der Gerechtigkeit geworfen hätte. Er mußte seine Sache, die dem Publico schon bekannt war, besser vertheidigen. Er trieb seinen Proceß so weit, daß man in dem Heiligthum der Themis einmüthig

beschloß, ihm den Eid zu deferiren. Nun hatte Cleonte gewonnen. Dieß war es, was er wünschte; und seine Richter sahen schon vorher, daß einem Bösewichte, der das Mittel gern von sich abkehren will, das man seinen Lastern drohet, nichts leichter falle, als der Meyneid. Cleonte schwur. Ein Eid hat seinen gesetzten Preis; aber die Taxe des Meyneids richtet sich allemal nach dem Bedürfnisse der Richter, und nach der Börse des Beklagten. Man schloß den Handel in der Stille. Der Verbrecher ward losgesprochen, und hatte folglich das Mittel unkräftig gemacht, welches die Justiz wider sein Laster gebrauchen wollte. So gewiß ist es, daß diese beyden Dinge, Galgen und Rad, welche sonst die besten Hülfsmittel sind, die bürgerlichen Tugenden aufrecht zu erhalten, aus mancherley Ursachen oft unwirksam bleiben.

Aber nicht immer sind sie so unglücklich, dieses Zwecks zu verfehlen. Viele unter Ihnen, meine Herren, haben sich bereits zu künftigen Priestern der Gerechtigkeit geschickt gemacht. Ich wünsche zu Ihrer eigenen Beruhigung und zum Flor der bürgerlichen Tugenden, daß Sie bey Ihren richterlichen Aemtern niemals mögen gezwungen seyn, die Mittel wider das Laster durch gewisse Gegenmittel verdrängen zu helfen. Ich wünsche und hoffe, daß Sie alles anwenden werden, damit das letztere, ich wollte

fast

fast sagen, das einzige Verwahrungsmittel vor dem Laster nicht aus der Mode komme. Sie, meine Herren, werden sich diese Sorgfalt um so vielmehr angelegen seyn lassen, da nichts gewisser die Menschen abhalten kann, Böses zu thun. Ich darf nur, außer der Erfahrung, die gewöhnliche Denkungsart der Menschen zum Beweis nehmen. Nichts ist geschickter, sie zu schrecken, und sie vor Lastern zu warnen, als die Strafen. Es wende mir niemand ein, daß dieß dennoch nur eine gezwungene Tugend sey. Allein, mit Erlaubniß aller, die mir diesen Einwurf machen, sind unsere Tugenden nicht gemeiniglich alle die Frucht gewisser Uebel, die uns gedrohet sind, und denen wir gerne entfliehen möchten? Halten nicht die schrecklichen Gerichte, die uns von der Kanzel geprediget werden, die Menschen fast alle mehr von Sünden ab, als die Vorstellung der Güte und Liebe eines Schöpfers? Aber auch diese Predigten von Himmel und Hölle sind viel zu fruchtlose Mittel für die Sicherheit und Aufrechthaltung der bürgerlichen Tugenden. Die Hölle ist zu weit von uns entfernet, und zu unserm Glück kann dieselbe erst nach dem Tode einigen Anspruch an uns machen. Gegen die Zeit kann sich vieles ändern. Ehe es so weit kommt, sind wir vermögend, alles wieder gut zu machen; und mit dem Himmel wollen wir schon fertig werden. Was bleibt also für das ungezähmteste Thier, für den Menschen übrig, ihn

in dem Laufe seiner Laster zu hemmen? — Galgen und Rad, sonst nichts. Der eine Theil von Menschen, die man dieser Art von Strafen übergiebt, wird gänzlich verhindert, der Republik mehr zu schaden, und der andere wird durch die Schrecken desselben zurückgehalten, Böses zu thun, wenigstens es nicht öffentlich zu thun. Urtheilen Sie selbst, meine Herren, wozu der reiche Varell bey seinem Charakter nicht fähig wäre. Sie wissen, wie sorgfältig er seine Schätze hütet; was für hohe Interessen er nimmt, und wie wenig Gutes er den Armen thut. Sie wissen, wie schlecht er mit seiner Familie lebt. Seine Frau hat ihn oft belauschet, wenn er des Nachts heimlich vor ihr Schrank geschlichen, und ihr die Hälfte von dem Gelde wieder weggestohlen, das er ihr den Tag vorher zu ihrem Haushaltungs-Gelde gegeben hatte. Ich glaube, wenn er sich Pferde hielte, daß er ebenfalls, wie der Geizige beym Moliere, des Nachts aufstehen, und ihnen das Futter aus der Krippe stehlen würde. Was glauben Sie, meine Herren, wozu Varell fähig wäre, wenn es nicht Galgen und Rad gäbe? Würde er nicht eben so leicht des Nachts in die Fenster seines Nachbars schleichen? und ist derjenige, der sich selbst und seine Frau bestehlen kann, nicht im Stande, mich und alle Menschen zu berauben? Allein, der Galgen, der Galgen! und, wenn man es zu grob macht, das Rad oben drauf! diese gellen

dem

dem filzichten Varell zu stark in die Ohren, und er behilft sich nur mit subtilen Betriegereyen, wodurch die Tugenden der bürgerlichen Gesellschaft doch nicht öffentlich beleidiget werden. Würde man auch gleich auf Mittel wider sein Laster bedacht seyn, die seinen guten Namen und seine Ehre kränken, das würde den Varell nicht abhalten; aber die Gerechtigkeit hat, wenn er weiter um sich greifen wollte, auf Mittel gedacht, die ihm dem Hals zu nahe kommen, und diese Ursache allein hindert ihn, die öffentliche Sicherheit der Republik zu stöhren. So, wie Varell, denken fast alle Menschen, in Absicht der Tugend und Laster, nur in verschiedenen Umständen, und sie werden folglich meist alle durch nichts füglicher von Frevelthaten abgehalten, als durch Galgen und Rad.

Aber, heißt das nicht das menschliche Geschlecht zu sehr ins Geschrey bringen, werden vielleicht viele unter Ihnen denken. Die Menschen sind so lasterhaft nicht, als man wol glaubt. Sie haben auch nicht so wenig Gefühl für die Tugend, daß der natürliche Reiz derselben sie nicht von Verbrechen zurückhalten sollte.

Ich gebe es zu, daß die Menschen nicht so lasterhaft sind, als wir trockene, wir milzsüchtige Moralisten glauben. Ich erinnere mich auch eben an die für viele Menschen so glückliche Mode, da man gewissen

wissen Lastern den Firniß der Tugend geben, und dem abgefeimtesten Spitzbuben in der Gesellschaft der redlichsten Leute mit allen Ehrenzeichen der Hochachtung begegnet werden kann. Es ist wahr, die Menschen haben ein starkes Gefühl für die Tugend; und wie sollten sie es auch nicht haben, da der Grund ihrer Tugenden allemal auf das Interesse gebauet ist? Man braucht keine Drohungen, sie hierzu zu ermuntern. Der eigene und natürliche Reiz dieser Tugend spornet sie hinlänglich an, sich ihr ganz in die Arme zu werfen. Allein, so lange ich noch vor einer jeden Stadt eine Gallerie von Galgen und Rädern erblicke, so lange muß ich glauben, daß alle diese Tugenden, die man unter den Menschen so sehr zu erheben weiß, den Lastern ziemlich nahe kommen, und daß kein untrüglicher Mittel, als Galgen und Rad, könne erdacht werden, diese Laster zu zähmen, damit sie der bürgerlichen Gesellschaft nicht zum öffentlichen Schaden gereichen.

Dixi.

LB

Löwen, Johann Friedrich,

Satyrische Versuche

Hamburg ; Leipzig 1760

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941908-7